La (b) 437/19/20-

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Neunzehnter Band.

Albrecht v. Haller's

sämmtliche Gedichte.

Familien=Bibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden.

Neunzehnter Band.

Albrecht v. Haller's
sämmtliche
Gedichte.

(Nach des Verfassers Ausgabe letzter Hand.)

Mit der Biographie des Dichters.

Hildburghausen und Amsterdam.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1841.

133137199

Staatl. Bibliothek Passau

Biographie des Dichters.

Albrecht von Haller.

Geb. 16. October 1708. Gestorben 12. December 1777.

Albrecht von Haller, der Große genannt, wegen seiner seltenen Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern den 16. Oct. 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngste. So reichlich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet hatte, so wenig hatte sie seiner Jugend Körperkraft verliehen. Als Knabe war er schwächlich und trübsinnig, aber nur desto mehr zum Lernen geneigt. Im sechsten Jahre fing er das Lateinische an, im achten und neunten das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er Alles, was ihm merkwürdig war, niederzuschreiben und zu sammeln. Nicht die Größe eines Werkes, noch die Trokkenheit des Studiums schreckten ihn ab; aus Bayle's und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen aus. Die lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent, welches sich in seinem

zwölften Jahre in einer Satyre auf seinen Orbilius zuerst äußerte, der seinen Zögling und dessen Bestrebungen aus eigener Beschränktheit verkannte. Nach dem Tode seines Vaters setzte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging in seinem vierzehnten Jahre nach Biel, um von einem dortigen Arzte in die Cartesianische Philosophie eingeweiht zu werden. Aber alle Bemühungen seines Lehrers mißlangen, denn er fuhr fort, Verse und Auszüge aus den verschiedensten Büchern zu machen. Nach einem Jahre verließ er Biel, und wählte, fünfzehn Jahre alt und wenig schulgerecht vorbereitet, Tübingen zu seinem Aufenthalt, um sich hier aus eigenem Antriebe der Arzneikunst zu widmen, vertauschte aber diesen Ort 1725 mit Leyden, wo Boerhaave und Albinius seine Lehrer wurden, deren Schüler er sich stets mit dankbarer Anerkennung nannte. Hier promovirte er 1727, und besuchte sodann England und Frankreich, wo er die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen lernte und ihres Unterrichts genoß. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel, und ward hier von dem großen Johann Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht, deren Studium man für die Theorie der Medicin damals nothwendig glaubte. Da aber seine Gesundheit bei diesen ernsten und anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die vaterländischen Alpen zu bereisen. Johann Gesner, ein guter Botaniker, war sein Begleiter auf denselben, und weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte schon jetzt mit großem Fleiße dafür, machte mehre neue Entdeckungen, und legte so den Grund zu seiner nachherigen meisterhaften Beschreibung der Schweizer Pflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr

lang in Basel, arbeitete hier an einem großen Lehrgedichte unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomischen Vorlesungen für Meig, der krank war, bei welcher Gelegenheit er manches für seine künftigen Arbeiten sammelte. Im Jahre 1729 ging er in seine Vaterstadt zurück, und ließ sich hier als praktischer Arzt nieder. Obwohl er glücklich war und Beifall fand, so gelang es doch dem Neide und der Verleumdung, ihm sein poetisches Talent und seine Botanik zum Vorwurf zu machen, so daß ihm 1734 die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale, um die er anhielt, hauptsächlich aus dem Grunde abgeschlagen wurde, weil er Dichter sey. In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Er schrieb damals sein Gedicht vom Ursprung des Uebels, zwei Satyren und einige andere. Im Sommer bereis'te er jährlich die Alpen, und sammelte, trotz seiner Kurzsichtigkeit, eine so große Menge Pflanzen, daß er jetzt den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er im Jahre 1734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde. Die um dieselbe Zeit in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredsamkeit, um welche er sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er im Jahre 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. Haller's Name war bereits öffentlich vortheilhaft bekannt, besonders durch treffliche botanische und anatomische Aufsätze. Er bekam daher 1736 einen Ruf als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Aber schon in den ersten Wochen raubte der Tod seiner Gattin ihm auf lange Zeit die Ruhe; er zog sich von allem Umgang zurück, und bemühte sich, das Vertrauen

der Regierung zu verdienen, die ihm mit edler Freigebigkeit zuvorkam, und mit großen Kosten ein anatomisches Theater und einen botanischen Garten anlegte. Im Jahre 1739 besuchte er sein Vaterland, verheirathete sich wieder, verlor aber auch die zweite Gattin schon in den ersten Wochen. Nur in seinen gelehrten Beschäftigungen fand er Trost für diesen neuen Kummer. Im Jahre 1741 verheirathete er sich darauf zum dritten Mal. Diese Gattin blieb die beständige Gefährtin seines Lebens. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in diesem Zeitraume sechs und achtzig, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften heraus. Die wichtigsten darunter sind seine Flora der Schweiz in zwei Foliobänden, in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach seinem eigenen Systeme beschrieb, seine Boerhavischen Vorlesungen in sechs Theilen, seine anatomischen Tafeln und seine Physiologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der Göttingischen gelehrten Zeitung Antheil, und wurde zwei Jahre darauf Direktor derselben. In eine literarische Fehde gerieth er mit Hamberger in Jena über das Athemholen; aber er widerlegte seinen Gegner mit vieler Würde und Gründlichkeit. Auch gegen Linné ward er oft zum Unwillen gereizt, da er in dem Bewußtseyn seiner tiefen Kenntnisse in der Botanik sich von demselben keine Gesetze vorschreiben lassen wollte. Kränkender als diese gelehrten Diskussionen waren für ihn die Streitigkeiten mit dem Franzosen La Mettrie, der nichtswürdig genug war, sich das Ansehen zu geben, als sey Haller mit ihm über seine atheistischen Ideen einverstanden, ihm sogar ein berüchtigtes Buch, l'homme machine dedicirte, und als Haller sich öffentlich gegen ihn erklärte, in einer eigenen Schrift die frechsten Lügen häufte, um die Ehre desselben zu kränken. Dieses Ereigniß verdient deshalb einer besondern Erwäh-

nung, weil hauptsächlich La Mettrie's Angriffe auf Religion und Tugend ihn bewogen, in der Folge als Vertheidiger derselben aufzutreten. Der Ruf von Haller's Verdiensten war indeß durch ganz Europa verbreitet. Die Akademien zu London, Stockholm, Bologna, Paris, Florenz, Berlin u. s. w. ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; im Jahre 1749 erhob ihn Kaiser Franz mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den Reichsadelstand, und der König von England zu seinem Staatsrathe. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie im Jahr 1745 besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und die Auszeichnung war ihm zweifach angenehm, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurück zu begeben. Die Kabalen und Feindseligkeiten seiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch im Jahr 1751 an der Stiftung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen, und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, gab er 1753 seine Entlassung ein, und ging wieder nach Bern, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich seine akademische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und arbeitete fortwährend an den Göttinger gelehrten Zeitungen, die ihm über zwölftausend Recensionen verdanken. Auch seine Vaterstadt erkannte und belohnte in der Folge seine Verdienste immer mehr, und gewährte ihm ein so ruhiges Glück, daß er alle auswärtigen Anerbietungen und Einladungen, so glänzend sie auch waren, ablehnte. Das Wohl seines Vaterlandes und die Gesellschaft der Musen theilten nunmehr seine Zeit und Beschäftigungen. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Direktor er war, die Anstalten der Akademie zu Lausanne, die medizinische Poli-

zeiverfassung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Noch sein Alter brachte für die Wissenschaften die schönsten Früchte hervor. Es erschien jetzt seine botanische, chirurgische, anatomische und der Anfang seiner medicinisch-praktischen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform; er correspondirte in deutscher, lateinischer, englischer, französischer und italienischer Sprache nach allen kultivirten Ländern in Europa. Im Jahre 1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuch; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. December 1777 seinem thätigen Leben im siebzigsten Jahre ein Ende machte. Haller's Verdienste um die Naturlehre, besonders die Botanik und um die Medicin zu würdigen, kann hier der Ort nicht seyn; sie sind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehen. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 58sten Stunde und in der 41sten die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugethiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frühern Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst; selbst in seinem berühmten Gedicht: „die Alpen" ist die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch die Ideen sind kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. „Kraft, Tiefe, und ein pathetischer Ernst" — sagt Schiller — „charakterisiren alle Dichtungen Haller's. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein

glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage, mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens, und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder nie erhoben." Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens besonders auszeichnen. Finden sich übrigens in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unbefriedigtheit selbst verletze und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

Gedichte.

Morgengedanken.

Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer Schleier
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, der Sonne reges Feuer
Stört alle Wesen aus der Ruh'.

Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröthe lacht:
Und vor der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.

Durch's rothe Morgenthor der heitern Sternen-Bühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Die Rosen öffnen sich, und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlenthau;
Der Lilien Ambra=Dampf belebt, zu uns'rer Wonne,
Der zarten Blätter Atlasgrau.

Der wache Feldmann eilt mit Singen in die Felder,
Und treibt vergnügt den schweren Pflug;
Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

O Schöpfer! was ich seh', sind deiner Allmacht Werke,
Du bist die Seele der Natur;
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke,
Sind deiner Hand Geschöpf' und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du gibst den Winden Flügel zu;
Du leihst der Nacht den Thau, womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh'.

Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Den Fisch, der Ströme bläst, und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du mit Adern ausgehöhlt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet
Und seinen Knochenberg beseelt.

Des weiten Himmelraums saphirene Gewölber
Gegründet auf den leeren Ort,
Der Gottheit große Stadt, begränzt nur durch sich selber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.

Doch, dreimal großer Gott! es sind erschaffne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß, gleich wie du, ohn' Ende seyn.

O Unbegreiflicher! ich bleib' in meinen Schranken,
Du Sonne blend'st mein schwaches Licht;
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen!
Der Hasels Höh' mit grünem Schatten schwärzt:
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd' ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt;
Wo Alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt?

Ach, Himmel! laß mich doch die Thäler grüßen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und in dem Wald bei kleinen Wassergüssen,
Auf einen Reim für Sylvien gedacht:
Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmuth bringt.
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe,
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stetem Kummer schlagen,
Die Ruh' ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neuen Plagen,
Ich weiß noch nicht, wie Ruh' und Freude thut.

Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß, und fremd für jedermann,
Dem blinden Rath der Jugend übergeben,
Gefährlich frei, eh' ich mich führen kann.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst den Trieb nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemlos mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Fluth den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an uns're Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Docht schon in der Asche glimmt.

Doch nur getrost, es kann nicht immer währen,
Des Wetters Macht nimmt ab bei jedem Streich.
Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren,
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja, die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg und meine Ruh' heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kann!

Ach, daß ich dich schon jetzt besuchen könnte,
Beliebter Wald und angenehmes Feld!
Ach, daß das Glück die stille Lust mir gönnte,
Die sich bei euch in öder Ruh' erhält;

Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geschwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh';
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe!
Bis ich zu euch die letzte Reise thu'.

Ueber die Ehre.

Geschätztes Nichts der eitlen Ehre!
Dir baut das Alterthum Altäre;
Du bist noch heut' der Gott der Welt;
Bezaubernd Unding, Kost der Ohren,
Des Wahnes Tochter, Wunsch der Thoren,
Was hast du denn, das uns gefällt?

Du hast die Bürger goldner Zeiten
Gelehrt, ihr eigen Weh' bereiten,
Des Blutes stolzes Recht erdacht;
Du hast, aus unterird'schen Grüften,
Die tolle Zier an unsern Hüften,
Das Schwert, zuerst an Tag gebracht.

Du lehrtest nach dem Rang der Fürsten
Der Menschen eitle Sinnen dürsten,
Den doch die Ruh' auf ewig flieht:
Daß wir die Centnerlast der Würden
Auf allzuschwache Schultern bürden,
Ist, weil man dich bei'm Zepter sieht.

Du führest die geharn'schten Schaaren
Durch die verachteten Gefahren
Mit Freuden in's gewisse Grab;
Dich nach dem Tode zu erhalten,
Bricht der geschwächte Sinn der Alten
Ihr sonst so theures Leben ab.

Dein Feuer füllt die größten Geister,
Du lehrest Künst', und machest Meister;
Durch dich erhält die Tugend sich:
Der Weise selbst folgt dir von fernen,
Sein starrer Blick sucht in den Sternen,
Nicht ihren Wunderlauf, nur dich.

Ach, könnten doch der Menschen Augen
Dein Wesen einzusehen taugen,
Wie würdest du für sie so klein!
Verblendend Irrlicht der Gemüther,
Gerühmter Adel falscher Güter,
Wer dich gefunden, hascht nur Schein.

O Jüngling, rufte jener Weise,
Was macht, daß deine Heldenreise
Sich in Aurorens Bette wagt?
Du rennst in tausend bloße Säbel,
Nur daß am Tisch der Griechen Pöbel
Nach deinen Thaten müßig fragt.

So seyd ihr Menschen mit einander,
An Muth ist keiner Alexander,
An Thorheit gehn ihm tausend für;
Ihr opfert eure besten Jahre,
Nur daß Europa bald erfahre,
Daß einer lebt, der heißt wie ihr.

Wie herrlich werd' ich einst verwesen,
Wenn Leute nur mein Ende lesen
Bei den Erschlag'nen oben an:
Wohl angebrachtes Blut der Helden,
Wenn einmal die Kalender melden,
Was Wunderthaten sie gethan.

* * *

Zwar noch zu glücklich, wessen Wunden
Bei dem Gerüchte Platz gefunden,
Er hascht ihn doch, den edlen Traum.
Wie Manchen, der sein kühnes Leben
Mit gleichem Muthe hingegeben,
Benennt die Todtenliste kaum.

Als aus des neuen Gottes Wunden
Das Blut entging, die Kräfte schwunden,
Wog Fama jeden Tropfen ab;
Allein das Werkzeug seiner Siege,
Die Mitgefährten seiner Kriege,
Verscharrt mit ihrem Ruhm ihr Grab.

Doch ach, was haben sie verloren?
Das Leben in der Menschen Ohren
Geht nach dem Tod uns wenig an;
Achilles, dessen kühne Tugend
Ein Beispiel ist sieghafter Jugend,
Ist ja so todt, als jedermann.

Baut, eitle Herrscher unter'm Süden,
Die unzerstörbar'n Pyramiden,
Gepflastert mit des Volkes Blut;
Doch wißt, daß einst der Würmer Speise,
Man unter'm Stein vom höchsten Preise,
Nicht besser als im Rasen ruht.

Allein was kann uns auch im Leben
Der Nachruhm für Vergnügen geben?
Die Ruh' wohnt bei der Ehre nie.
Sie wohnt in prächtigen Palästen,
Und hat selbst Könige zu Gästen,
Allein mit Rauche speiset sie.

Sagt: hat der größte von den Kaisern,
Bedeckt mit tausend Lorbeerreisern,
Nicht Alles, was ihr wünschen könnt?
O schaut, ihr Sklaven eitlen Schimmers
Doch in's Bezirk des innern Zimmers,
Und sagt, ob ihr sein Glück euch gönnt.

Es klingt zwar herrlich in den Ohren,
Zum Herrscher von der Welt geboren,
Und größer noch von Würdigkeit!
Allein der Glanz von zehen Kronen,
Die Majestät so vieler Thronen,
Ist nur der Unruh' Feierkleid.

Europens aufgebrachte Waffen
Hier von sich lehnen, dort bestrafen,
Am Steuer von der Erde seyn,
Ein Heer gepreßter Unterthanen
Hier schützen, dort zum Frieden mahnen,
Räumt wenig Ruh' den Tagen ein.

Allein, sein eigen Reich verwalten,
Staat, Kirch' und Handelschaft erhalten,
Was Nutz und Ehre fordern, thun;
In Frieden seine Waffen schärfen,
Den Grund zum Glück der Nachwelt werfen,
Läßt auch zu Nacht ihn niemals ruhn.

Er schmachtet unter seiner Würde,
Ihr seht die Pracht, er fühlt die Bürde,
Ihr schlafet sicher, weil er wacht;
Zu selig, schnitte das Geschicke
Von seiner Hand die goldnen Stricke,
Womit es ihn zum Sklaven macht.

Wenn aber erst mit Unglücksfällen
Des Fürsten Sorgen sich gesellen;
Wenn wider ihn das Schicksal ficht,
Wenn um ihn Macht und Bosheit wittert,
Und der bestürmte Thron erzittert,
Da zeigt der Zepter sein Gewicht.

Weh' ihm, wenn ihn sein Stolz verwöhnet,
Der größre Herr, der ihn belehnet,
Lehrt ihn, von wem die Krone sey;
Der Lorbeer schützt nicht vor dem Blitze,
Der Donner schlägt der Thürme Spitze,
Und Unfall wohnt Tyrannen bei.

Wie manchmal wird dem höchsten Haupte,
Das heut der Lorbeer noch umlaubte,
Des Abends kaum ein Sarg gewährt?
Wie oft muß Gift, aus Freundes Händen,
Des größten Helden Leben enden,
Das tausend Degen nicht versehrt.

Das Muster aller Fürstengaben
Muß neben sich ein Unthier haben,
Das eh' verdient am Pfahl zu stehn.
August, des Brutus Ueberwinder,
Sieht durch die Laster seiner Kinder
Sein Haus mit Spott zu Grunde gehn.

Zieh' Hannibal vom heißen Calpe,
Und Visos unerstiegner Alpe,
Such' in der Römer Blut den Ruhm;
Rom selbst scheut sich mit dir zu kriegen,
Doch bleibt dir einst von deinen Siegen,
Nur Gift zum letzten Eigenthum.

Wenn auch sich einst ein Liebling fände,
Mit dem das Glück sich fest verbände,
Blieb' ihm kein Wunsch gleich unerfüllt;
Er wird von Sorgen drum nicht freier,
Die Ehrsucht ist ein ewig Feuer,
Das weder Zeit noch Ehre stillt.

Was man gewünscht, ist schon vergessen,
Eh' man es einen Tag besessen,
Dem Wunsche folgt ein andrer nach;
Der Nachruhm selbst spornt unsre Sinnen,
Noch größ're Thaten zu beginnen,
Und hält erworbnen Ruhm für Schmach.

Er fand an Ganges letztem Strande
Das Ziel der Thaten und der Lande,
Doch Philipps Sohn war noch nicht satt;
Die Welt hört auf mit seinen Siegen,
Er aber weint, weil, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücke hat.

Ihr aber, deren Tugendlehre
Führt nach der reinsten Art der Ehre,
Lernt doch, wornach ihr lüstern seyd!
Was hilft es euch, den Göttern gleichen,
Wenn, in der Bosheit finstern Sträuchen,
Ein Weg ist zur Unsterblichkeit.

Der Nachruhm lobt nicht nur das Gute,
Er schreibt die Zagheit bei dem Muthe,
Die Tugend bei den Lastern ein;
Er wieget nicht den Werth der Dinge,
Genug, daß ein Verrath gelinge,
Sein Meister wird unsterblich seyn.

Wer hat des Habis Lob gegeben,
Da man der Cäsarn mördrisch's Leben
In tausend Büchern ewig find't?
Heißt Alexander nicht der Große?
Da in des Nichts verlornem Schooße
Ung und Askan begraben sind.

Bekennt es, ihr homer'schen Helden,
Was kann die Nachwelt von euch melden,
Als die beglückte Raserei?
Nehmt weg, daß ihr die Welt verheeret,
Geraubt, gewürgt, gebrannt, zerstöret,
Was bleibt, das wissenswürdig sey?

Allein, wenn endlich schon die Ehre
Der Weg zu dem Vergnügen wäre,
Auch also lohnt sie nicht die Müh';
Man opfert ihr der Jahre Blüthe,
Die besten Kräfte vom Gemüthe,
Und nach dem Tod erlangt man sie.

Man steigt der wahren Ehr' entgegen
Nur stufenweis', auf steilen Wegen,
Und zahlt mit Blute jeden Schritt;
Im Alter naht man sich der Spitze,
Und glaubt sich endlich im Besitze,
Wenn uns der Tod in Abgrund tritt.

Als dort im Kreise banger Helden
Die Aerzte Babels Sieger melden,
Daß er umsonst nach Rettung schaut,
Was helfen ihm die vielen Kronen?
Und daß, vom Schutt zerstörter Thronen,
Er lebend sich Altär' erbaut?

Laß dein Arbela dich erquicken,
Wisch' ab mit Lorbeern, die dich schmücken,
Den Schweiß des schmachtenden Gesichts;
Du siegtest nur, um schwer zu sterben,
Du raubst die Welt für fremde Erben,
Du hattest Alles, und wirst nichts.

Komm, schneller Cäsar, sieh' und siege,
Es sey der Schauplatz deiner Kriege,
Die ganze Welt, dein Unterthan;
Doch Dolche sind, dich zu ermorden,
Vor Ewigkeit geschliffen worden,
Dawider nichts dich schützen kann.

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der frei vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug stiller Tugend macht.

Du, der die Anmuth frischer Jugend
Vermählest mit der reifen Tugend,
Was fehlet deiner Seligkeit?
Beglückter Giller, deine Tage
Sind frei von Sorg' und feiger Klage,
Wie du von Ehrgeiz und von Neid.

Kein Kummer, deinen Stand zu bessern,
Kein eitler Bau von fernen Schlössern,
Hat einen Reiz, der bei dir gilt;
Der Quell von stetigem Vergnügen
Ist nimmermehr bei dir versiegen,
Weil er aus deinem Herzen quillt.

Was soll dir denn mein Glückwunsch nutzen?
Mag ein Demant mit Glas sich putzen?
Schminkt sich mit Ruhm die Tugend an?
Genug, ich will dein Treuster leben,
Sie selbst, die Tugend, wird dir geben,
Was ich dir Gutes wünschen kann.

Die Alpen.

Versucht's, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand, und die Natur euch gab;
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinth's Gesetz gehau'ne Felsen ab;
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd;
Schlaft ein beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Wenn Gold und Ehre sich zu Clive's Dienst verbinden,
Keimt doch kein Funken Freud' in dem verstörten Sinn.
Der Dinge Werth ist das, was wir davon empfinden,
Von seiner theuern Last flieht er zum Tode hin.
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab;

Weh ihm, wenn ihn der Geiz, wenn ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:
Wenn aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte goldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stetem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht, weil freiwillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw' die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch goldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh' zur Last, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Wohl dir, vergnügtes Volk! o danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell, den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis', und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß zu seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größer's zu begehren,
So lang' die Einfalt dau'rt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Fluth, und Milch die reichsten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Denn, wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht;
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;

Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und Mehrer's hält für Last
Was Epiktet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh' besetzt die Nacht;
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sonne frißt des Heutes Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immer gleichem Maaß, Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufried'ner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Straßen nicht zu Rom und zu Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn.
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt;
Die Wollust wird bei ihm vergällt, und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beekelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht in's Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit;
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut' ist wie gestern war, und morgen wird wie heut'.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh' ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh' entwunden.

Wenn durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht,
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was Edler's zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein schnelles Blei in das entfernte Weiße,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.

Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertret'nen Gras bei einer Dorf=Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Das graue Alter dort sitzt hin in langen Reihen,
Sich an der Kinder Lust noch einmal zu erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze gibet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht Alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin;
Die Liebe brennt hier frei, und scheut kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst, und nicht für seine Väter.

Sobald ein junger Hirt die sanfte Gluth empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und, verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wonach sie strebt;
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Armuth fließt, und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen.

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet sie, sie ihn, dies macht den Heirathsschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts, als Beider Treu' befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreimal sel'ges Paar! Euch muß ein Fürst beneiden,
Denn Liebe balsamt Gras, und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Eh'bett rein; man dinget keine Hüter,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn;
Ihr Vorwitz spähet nicht auf unerlaubte Güter,
Was man geliebet, bleibt auch beim Besitze schön.
Der keuschen Liebe Hand streut selbst auf Arbeit Rosen,
Wer für sein Liebstes sorgt, find't Reiz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süß, ist's nur das Herz, das spricht.
Der Eintracht hold' Geleit, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küss', und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte,
Wohnt hier die Seelenruh, und flieht der Städte Rauch;
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht;

In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuert,
Kein geiles Eiter fault, kein welscher Koch versäuert.

Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wenn sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt;
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt;
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen,
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke gibt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt;
Dort drängt ein träger Schwarm von schwerbeleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll sich im bethauten Steg;
Sie irren langsam hin, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg;
Er aber setzet sich bei einem Wasserfalle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wenn der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert,
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh',
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblöck gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder muntrer Schwarm frohlockt und spielt um ihn.
Und, ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das frohe Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett begleitet.

Wenn von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reift,
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh' durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reih' gehäufter Kräuter auf;
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winterspeise,
Und ein frohlockend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wenn der trübe Herbst die falben Blätter pflücket,
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;

Des Frühlings Augenlust weicht nützlicherm Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund;
Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpurzügen,
Beugt den gestützten Ast, und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die honigreiche Pflaume,
Reizt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein gährend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brunnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Sau'r beschleunigt unser Grab.
Beglückte! klaget nicht; ihr wuchert im Verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr:
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen find't;
Eh' sich der Himmel zeigt, und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn, und weckt das Felsenkind.
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespalt'ner Felsen fort;
Dort eilt ein künstlich Blei nach schwer gehörnten Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erzes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erschallen.

Indessen, daß der Frost sie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Mehl.
Hier wird auf strenger Gluth geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Oel;
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Sau'r das Wasser und das Fett;
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bild't den neuen Käs ein rund geschnitten Brett.
Das ganze Haus greift an, und schämt sich leer zu stehen,
Kein Sklavenhandwerk ist so schwer, als Müßiggehen.

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruht das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
Weil ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt:
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süße Ruh' die Müh', die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.

Der Eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn,
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn;
Er kennt die Kraft des Monds, die Wirkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebirg ein früher Nebel will;

Er zählt im Märzen schon der fernen Erndte Garben,
Und hält, wenn Alles mäht, bei nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm für tausend Bücher.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leier,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedchen singt;
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh' erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirtenliedern,
Im ungeschmückten Lied malt er den freien Sinn;
Auch wenn er dichten soll, bleibt er bei seinen Widdern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin;
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein höher's Ansehn nimmt,
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von achtzig Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt;
Er ist ein Beispiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Faust der Blitz, und Gott im Herzen war;
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Bestürmt der Feinde Wall, und rühmt die kühnste Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und wallt in den Geberden
Mit edler Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Ein Andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist;
Lehrt, wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies gebogne Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu' und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht, und jedes Moos benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterird'sche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft, und sieht die Schwefeldüfte,
In deren feuchtem Schooß gefang'ner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland, und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug' am Nutzen zu ergötzen.

Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnern Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Land vereint;

Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues gibet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur, was nutzet, blüht;
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt Alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestieg'ne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschied'nen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch, und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständ'ger Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durch's weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt;
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Steh'n und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;

Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt;
Ihr werdet Alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

Wenn dort der Sonne Licht durch flieh'nde Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern schwebt, und die Natur erfrischt;
Die Luft erfüllet sich mit reinen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen schäckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant;
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergold'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebild'ter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein;
Smaragd und Rosen blühn, auch auf zertret'ner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt, und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Grüften
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall,
Der schimmernde Krystall sproßt aus der Felsen Klüften,
Blitzt durch die düstre Luft, und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge;
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget, was er netzt.

Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergoldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf;
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Fluth zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Strom der strudelreichen Wellen
Die Wuth des trüben Stroms gestürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit unterird'schen Quellen;
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Fürsten schmelzt.
Des Berges hohler Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schließt zwar das kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ätzend Naß zermalmt das Marmorpflaster,
Dringt durch der Klippen Flug, und eilt gebraucht zu seyn;
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beide Seen
Europens Wasserschatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Uechtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen,
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergoldet ihre Hörner,
Und färbt die weiße Fluth mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Gold, und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt;
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen,
O Beispiel für die Welt, er sieht's, und läßt ihn fließen.

Verblend'te Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geiz, Ehr' und Wollust stets an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh' vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstand's verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, um was nur Thorheit flehet,
O glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich;
Seht ein verachtet Volk zur Müh' und Armuth lachen;
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch in großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in goldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur Andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
An das verschloßne Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh' der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürgerblut;
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut;

Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Weil um ihr Rosenbett ein naher Donner blitzt;
Der Geiz bebrütet Gold, zu sein' und And'rer Plage,
Das Niemand weniger, als wer es hat, besitzt;
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt;
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu' mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet, wie ihr lebet.

O selig! wer, wie ihr, mit selbst gezog'nen Stieren
Den angestorb'nen Grund von eig'nen Aeckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt;
Der sich, bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasserfällen,
In unbesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt,
Den nie ein hoher See, das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt;
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern;
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlseyn zu vergrößern.

Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

Woher, o Stähelin! kömmt doch die Zuversicht,
Womit der schwächste Geist von hohen Dingen spricht?
Du weißt's, Betrug und Tand umringt die reine Wahrheit,
Verfälscht ihr ewig Licht, und dämpfet ihre Klarheit;
Der Weise braucht umsonst, geführt von der Natur,
Das Bleimaß in der Hand, und die Vernunft zur Schnur;
Im Geister-Labyrinth, in scheinbaren Begriffen,
Kann auch der Klügste sich in fremde Bahn vertiefen,
Und wenn sein sichrer Schritt sich nie vom Pfad vergißt,
Am Ende sieht er doch, daß er im Anfang ist.

Der Pöbel hat sich nie zu denken unterwunden,
Er sucht die Wahrheit nicht, und hat sie doch gefunden;
Sein eigner Beifall ist sein bündigster Beweis,
Er glaubet kräftiger, je weniger er weiß.
Ihm wird der Weiseste zu schwache Stricke legen,
Er spricht ein trotzig Ja, und lös't sich mit dem Degen.
Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie;

Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu schwach, sie zu verstehn, zu stolz, sie zu entbehren,
Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht't,
Sieht wohl die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht;
Du bleibest stets ein Kind, das täglich unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt, und gleich d'rauf wieder fehlet;
Du urtheilst überall, und forschest nie, warum,
Der Irrthum ist dein Rath und du sein Eigenthum.

* * *

Wahr ist's, dem Menschen ist Verstand genug geschenket;
Sein flüchtig Denken ist kaum von der Welt umschränket,
Was nimmer möglich schien, hat doch sein Witz vollbracht,
Und durch die Sternenwelt sich einen Weg erdacht.
Dem majestät'schen Gang von tausend neuen Sonnen
Ist lange vom Hugen die Rennbahn ausgesonnen,
Er hat ihr Maaß bestimmt, den Körper umgespannt,
Die Fernen abgezählt und ihren Kreis umrannt.
Ein forschender Columb', Gebieter von dem Winde,
Besegelt neue Meer', umschifft der Erden Ründe;
Ein and'rer Himmel strahlt mit fremden Sternen dort,
Und Vögel fanden nie den Weg zu jenem Bord;
Die fernen Grenzen sind vom Ocean umflossen,
Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen;
Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt, und was er will, muß seyn.

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Himmel wieder,
Zieht Blitz und Strahl aus Staub und find't dem Donner Brüder.
Das Meer wird selbst verdrängt, sein altes Ziel entfernt;
Wo manches Schiff verging, wird reiches Korn geerndt't.
Was die Natur verdeckt, kann Menschenwitz entblößen,
Er mißt das weite Meer unendlich großer Größen;
Was vormals unbekannt und unermessen war,
Wird durch ein Zifferblatt umschränkt und offenbar.
Ein Newton übersteigt das Ziel erschaffner Geister,
Find't die Natur im Werk, und scheint des Weltbau's Meister;
Er wiegt die inn're Kraft, die sich im Körper regt,
Den einen sinken macht, und den im Kreis bewegt,
Und schlägt die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott einmal gemacht, daß er sie nie verletze.

Wohlangebrachte Müh'! gelehrte Sterbliche!
Euch selbst mißkennet ihr, sonst Alles wißt ihr eh'.
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerei,
Was falsches Gut, was ächt, was Gott und jeder sey?
Das überlegt ihr nicht, ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, nach einer Stunde Glücke.

* * *

Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt,
Nicht von sich selbst besteht, und nur durch Andre lebt.
Darauf, wenn nach und nach sein Denken wird sein eigen,
Und Witz und Bosheit sich durch stärker's Werkzeug zeigen,
Wächst Geiz und Ehrsucht schon, noch weil ein Kinderspiel,
Ein Ball und schneller Reif ist seiner Wünsche Ziel.
Die blumenvolle Zeit der immer muntern Jugend,
Lebt, und ist d'rüber stolz, in Feindschaft mit der Tugend;
Der Wollust sanfte Gluth wärmt ihr die Adern auf,
Kein Einfall von Vernunft hemmt ihrer Lüste Lauf.
Wenn mit den Jahren nun auch das Erkenntniß reifet
Und der gesetzte Sinn sich endlich selbst begreifet;
Wenn Tugend und Vernunft am Steuer sollten seyn,
Nimmt erst die Eitelkeit die Seele völlig ein.
Da sinnt ein kluger Mann in durchgewachten Nächten
Bald das, bald jenes Amt mit Schmeicheln zu erfechten.
So führet ihn die Zeit von Ehr' auf Ehre hin,
Zu hoch für seine Ruh', zu tief für seinen Sinn:
Bis daß das Alter ihn mit schweren Armen fasset,
Sein Rücken vor sich fällt, sein hohl Gesicht erblasset;
Sein Herz pocht schon verwirrt, sein trübes Auge bricht,
Der Lebenspurpur stockt, und jeder Saft wird dicht;
Er stirbt; den Titel wird ein Stein der Nachwelt nennen,
Sich hat er nie gekannt, und nie begehrt zu kennen;
Sein Leib verfällt in Staub, sein Blut verfliegt in Rauch;
So stirbt ein großer Mann, so sterben Sklaven auch.
O Gott, der uns beseelt! wem gibst du deine Gaben?
Der Mensch gebraucht sie nicht, er schämt sich, sie zu haben.
Wir sind, und jeder ist sich g'nug davon bewußt,
Ein unleugbar Gefühl bezeugt's in uns'rer Brust.
Allein woher wir sind, und was wir werden sollen,
Hat der, der uns erschuf, nur Weisen zeigen wollen.

Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an,
Wo Wissen ewig nutzt und Irren schaden kann.
Doch, ach! ihr seyd gewohnt, an was ihr seht, zu denken,
Und was ihr noch nicht fühlt, lohnt nicht, euch d'rum zu kränken;
Thut jemand in sich selbst aus Vorwitz einen Blick,
So schielt er nur dahin, und zieht sich gleich zurück;
Und wer aus steifem Sinn, mit Schwermuth wohl bewehret,
Sein forschend Denken ganz in diese Tiefen kehret,
Find't oft für wahres Licht, und immer helle Luft,
Nur Zweifel in den Kopf, und Messer in die Brust.

Doch weil der Stolz sich schämt, wenn wir nicht Alles wissen,
Hat der verweg'ne Mensch auch hier urtheilen müssen.
Er hat, weil die Vernunft ihn nur zu zweifeln lehrt,
Sich selbst geoffenbart, und seinen Traum verehrt.
Zwei Glauben hat die Welt hierin sich längst erwählet,
Da jeder viel verspricht, und jeder weit verfehlet.
Dem einen dienet jetzt das menschliche Geschlecht,
Der Erdkreis ist sein Reich, und wer d'rauf wohnt, sein Knecht,
Vor seinen Infuln muß der Fürstenstab sich legen,
Für ihn treibt man den Pflug, für ihn zieht man den Degen,
Betrug hat ihn erzeugt und Einfalt groß gemacht,
Er ist das Joch der Welt und schlauer Priester Pacht.
Wer diesen Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verloren,
Er glaubet, was sein Fürst, und glaubt's, weil der es glaubt,
Er knieet, wenn er kniet, und raubt, wenn jener raubt;
Er weiß, so viel er hört, und seine Priester leiden;
Zahlt heilig Gaukelspiel mit seinem Gut mit Freuden;

Tauscht, was er itzt besitzt, für Schätze jener Welt,
Und schätzt sich seliger, je minder er behält;
So viel der Priester will und die geweihten Blätter,
So vielmal theilt er Gott, so viel verehrt er Götter;
Und fähret, wenn er stirbt, wohin sein Priester sagt,
Ist selig auf sein Wort, und wenn er will, geplagt.

* * *

So ist's; der Menschen Sinn, durch eiteln Stolz erhöhet,
Verachtet die Natur, lobt nie, was er verstehet;
Der Tag gefällt ihm nicht, wo eines Luftlichts Pracht
Der Gottheit Merkmal heißt, was ihn erstaunen macht.
Das rollende Geknall von schwefelreichen Dämpfen,
Die mit dem feuchten Dunst geschloss'ner Wolken kämpfen,
Verrückte gleich ihr Hirn, sie dachten, was uns schreckt,
Ist mächtiger als wir; so ward ein Gott entdeckt.
Der Sonne blendend Licht und immer gleich Bewegen,
Ihr alles schwängernd Feu'r, der Quell von unserm Segen,
Schien würdig g'nug zu seyn vor Weihrauch und Altar;
Man fand was Göttliches, wo so viel Gutes war.
Die Helden goldner Zeit sind bald, nach vielen Siegen,
Durch List und Schmeichelei dem Himmel zugestiegen,
Die Welt verehrte todt, wer lebend sie verheert,
Und Babels Jupiter war eines Rades werth.
Selbst Laster durften sich den Göttern zugesellen,
Und Menschen ihre Schmach der Welt zum Beispiel stellen,
Geiz, Lügen, Ueppigkeit, und was man tadeln kann,
Saß golden beim Altar, und nahm den Weihrauch an.

Man füllte nun die Welt mit Tempeln und mit Hainen,
Und die mit Göttern an. Bedeckt mit Edelsteinen
Nahm bald der Priester auch des Pöbels Augen ein,
Und wollte, wie sein Gott, von ihm verehret seyn.
D'rauf herrschte der Betrug, bewehrt mit falschen Zeichen,
Und mußte von der Welt die scheue Freiheit weichen;
Die Wahrheit deckte sich mit tiefer Finsterniß,
Vernunft ward eine Magd und Weisheit Aergerniß;
So ließ die Vorwelt sich die Macht zum Denken rauben,
Und Alles bog das Knie vor schlauem Aberglauben.
Erschrecklich Ungeheu'r! sein Wüthen übersteigt,
Was je des Himmels Zorn zu uns'rer Straf' erzeugt.
Im innern Heiligthum, wohin kein Fremder schauet,
Ist sein verborgner Thron, auf Wahn und Furcht gebauet;
Ihm steht mit krummem Hals die stolze Heuchelei,
Und mit verlarvtem Haupt Betrug, sein Vater, bei;
Er aber füllt mit Rauch die schimmernden Gewölber,
Wo seine Gottheit wohnt, und ehrt sein Schnitzwerk selber.
Bald aber, wenn vielleicht, aus unbedachtem Witz,
Der Wahrheit freie Stimm' erschüttert seinen Sitz,
Füllt er sein flammend Aug' mit Rach' und wildem Eifer;
Sein Arm, bewehrt mit Stahl, sein Mund, beschäumt mit Geifer,
Droht Tod und Untergang; Mord, Bosheit und Verrath,
Die Diener seines Grimms empören Kirch' und Staat,
Und oftmals muß das Blut von zehen großen Reichen
Nach endlich sattem Zorn ihn mit sich selbst vergleichen,
Noch gütig, wenn nur nicht zerstörter Thronen Schutt
Ihm wird zum Sühnaltar, und raucht von Königsblut.
Dies ist der größte Gott, vor dem die Welt sich bücket,
Die Götzen, die man ehrt, und auf Altären schmücket,

Sind, bunten Farben gleich, nur Theile seines Lichts,
Sie selbst sind nur durch ihn, und außer ihm ein Nichts.
Sie sind im Wesen eins, nur an Gestalt verschieden,
Weiß unter'm blanken Nord, schwarz unter'm braunen Süden;
Dort grimmig, ihr Getränk ist warmes Menschenblut,
Hier gütig, etwas Gold versöhnet ihre Wuth.
Doch ein verwöhnt Paris, dem Argenson nicht wehret,
Zeugt so viel Diebe nicht, als Götter man verehret;
Kein Thier ist so verhaßt, kein Scheusal so veracht',
Dem nicht ein Volk gedient, und Bilder sind gemacht.
Den trägt hier ein Altar, der dort am Galgen hänget,
Das heiße Persen ehrt die Sonne, die es senget;
Das dumme Memphis sucht im Sumpf den Krokodill,
Und räuchert einem Gott, der es verschlingen will;
Noch thörichter als da, wo es die Gartenbetter
Zu heil'gen Tempeln macht', und düngte seine Götter.
Des Bösen Wesen selbst, des Schadens alter Freund,
Hat Kirchen auf der Welt und Priester, wie sein Feind.
Entsetzlicher Betrug! vor solchen Ungeheuern
Kniet die verführte Welt, und lernet Teufeln feiern.
Umsonst sieht die Vernunft des Glaubens Fehler ein,
Sobald der Priester spricht, muß Irrthum Weisheit seyn;
Von dem bethörten Sinn läßt sich das Herz betrügen,
Liebt ein beglaubtes Nichts, und irret mit Vergnügen;
Ein angenomm'ner Satz, den nichts als Glauben stützt,
Wird bald ein Theil von uns, und auch mit Blut beschützt.
Die Alten schrieen schon, entbrannt mit heil'gen Flammen,
Der ist des Todes werth, der ehrt, was wir verdammen;
Die Nachwelt, angesteckt mit ihrer Ahnen Wuth,
Pflanzt Glauben mit dem Schwert, und dünget sie mit Blut.
Hat nicht die alte Welt, nur weil sie anders glaubte,
Die neue wüst gemacht? Wie manchem hohen Haupte,

Hat eines Heil'gen Arm den Stahl in's Herz gedrückt,
Den itzt ein Volk verehrt, und auf Altären schmückt?
Ein mißgebrauchter Fürst taucht seine Siegesfahnen
In Kessel voll vom Blut getreuer Unterthanen,
Die nicht geglaubt, was er, und gern zum Tode gehn,
Für einen Wörterstreit, wovon sie nichts verstehn.
Wo Glaubenszwietracht herrscht, stehn Brüder wider Brüder,
Das Reich zerstört sich selbst und frisset seine Glieder;
Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath;
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

In stiller Heimlichkeit, umzielt mit engen Schranken,
Herrscht eine zweite Lehr', und wohnt in den Gedanken,
Ihr folget, wer allein auf eigne Weisheit baut,
Die Klügern in's Geheim, und Thoren überlaut.
Der Fürst, dem Laster nützt, den Gottes Furcht umschränket,
Der Freigeist, der sich schämt, wenn er wie Andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah' zur Strafe scheint,
Sind, aus verschied'nem Grund, doch wider Gott vereint.
Oft deckt der Priester selbst sich mit erlernten Mienen,
Sein Herz verhöhnt den Gott, dem seine Lippen dienen,
Er lächelt, wenn das Volk vor Götzen niederfällt,
Die List vergöttert hat, und Aberwitz erhält.
Die alle nennen Gott ein Wesen nur in Ohren,
Dem Staat zum Dienst' erdacht, und mächtig nur für Thoren;
Bei ihnen ist kein Zweck, kein Wesens-Ursprung mehr,
Und Alles hat das Seyn vom blinden Ungefähr.
Hier wird die Seele selbst gemessen und gewogen,
Sie muß ein Uhrwerk seyn, für gleich lang aufgezogen

Als ihr vereinter Leib, das, wenn er wirkt, versteht,
Denkt, weil er sich bewegt, und wenn er stirbt, zergeht.
Hier sind die Tugenden, die wir am höchsten preisen,
Nur Namen ohne Kraft und Grillen blöder Weisen,
Die schlauer Stolz erzeugt, Verstellung prächtig macht,
Der leichte Pöbel ehrt, und wer sie kennt, verlacht.
Bei ihnen zeugt die Furcht der Tugend edle Triebe,
Der Menschheit Feder ist, für sie, die Eigenliebe.
Wer diese Sätze glaubt, ist Niemand unterthan,
Und nimmt nur die Vernunft zu seinem Richter an.
Klug, wenn die Wahrheit sich an sichern Zeichen kennte,
Wenn nicht das Vorurtheil die schärfsten Augen blend'te,
Und im verwirrten Streit von Noth und Ungefähr
Vernunft die Richterin von Wahl und Zweifel wär'.
O blinde Richterin! wen soll dein Spruch vergnügen?
Die oft sich selbst betrügt und öfters läßt betrügen.
Wie leicht verfehlst du doch, wenn Neigung dich besticht;
Man glaubet, was man wünscht, das Herz legt ein Gewicht
Den leichtern Gründen bei; es fälscht der Sinne Klarheit;
Die Lüge, die gefällt, ist schöner, als die Wahrheit.
Ein weicher Aristipp, der auf die Wollust geizt
Und täglich seinen Leib zu neuen Lüsten reizt,
Der keine Pflichten kennt, und lebt allein zum Schlemmen,
Läßt seine Lüste nicht durch Gottes Schreckbild hemmen,
Er leugnet, was er scheut, sperrt Gott in Himmel hin,
Und läßt, wenn Gott noch ist, doch Gott nicht über ihn;
Nicht, weil zum Zweifel ihn Vernunft und Gründe leiten,
Nur, weil Gott, weil er herrscht, ihm Strafen muß bereiten.

Ein Weiser, der vielleicht mit rühmlichem Verdruß
Des Aberglaubens satt, die Wahrheit suchen muß,

Haßt alles Vorurtheil, und sucht, aus wahren Gründen,
Beim Licht von der Vernunft sich in sich selbst zu finden.
Im Anfang führet ihn sein forschender Verstand
Nah' zu der Wesen Grund, und weit vom Menschentand;
Bis, wenn er, itzt entfernt von irdischen Begriffen,
Im weiten Ocean der Gottheit wagt zu schiffen,
Vernunft, der Leitstern, fehlt, und er aus Blindheit irrt,
Ein falsches Licht ihn führt und seinen Lauf verwirrt;
Er selbst im trüben Tag, den falsches Licht erheitert,
Sich nach den Klippen lenkt und endlich plötzlich scheitert;
Der arme Weise sinkt im Schlamm des Zweifels ein,
Er kennt sich selbst nicht mehr, sieht in der Welt nur Schein,
Hält sich für einen Traum, die Sinnen für Betrüger,
Verwirft, was Jeder glaubt, und glaubt sich desto klüger,
Je weniger er weiß; der Gottheit helles Licht
Durchstrahlt den dunkeln Dunst verblend'ter Weisheit nicht;
Die Stimme der Natur ruft allzu schwach dem Tauben;
Wer zweifelt, ob er ist, kann keinen Schöpfer glauben.

Unseliges Geschlecht, das nichts aus Gründen thut!
Dein Wissen ist Betrug und Tand dein höchstes Gut.
Du fehlst, sobald du glaubst, und fällst, sobald du wanderst;
Wir irren allesammt, nur jeder irret anderst.
So wie, wenn das Gesicht gefärbtem Glase traut,
Ein Jeder, was er sieht, mit fremden Farben schaut;
Nun sieht der Eine falb, und Jener etwas gelber.
Der Eine wird verführt, und Der verführt sich selber;
Der glaubt an ein Gedicht, und Jener eignem Tand,
Den macht die Dummheit irr' und Den zu viel Verstand;

Der hofft ein künftig Glück, und lebt darum nicht besser,
Und jenes Unglück wird durch seine Tugend größer;
Der Pöbel ist nicht weis', und Weise sind nicht klug;
So weit die Welt sich streckt, herrscht Elend und Betrug;
Nur daß der Eine still, der Andre rasend glaubet,
Der sich allein die Ruh' und Jener Andern raubet.

Und Du, mein Stähelin! was hast Du Dir erwählt?
Da Glauben oft verführt, und Zweifeln immer quält.

* * *

Viel Irrthum hat der Mensch sich selber zugezogen;
Er ist, der Erde war, dem Himmel zugeflogen,
Wohin Vernunft nicht reicht, hat Stolz sich hingetraut,
Was an der Welt ihm fehlt, aus eignem Witz erbaut,
Die Schranken eng geschätzt, worin er denken sollen,
Und draußen fallen eh', als drinnen stehen wollen.

Wie Gott die Ewigkeit erst einsam durchgedacht,
Warum einst, und nicht eh', er eine Welt gemacht;
Was unser Geist sonst war, eh' ihn ein Leib bekleidet,
Und wie er soll bestehn, wenn Alles von ihm scheidet;
Wie erst ein ewig Nichts in uns zum Etwas ward,
Wie Denken erst begann, und Wesen fremder Art

Der Seele Werkzeug sind. Wie sich die weiten Kreise
Der anfangslosen Dau'r gehemmt in ihrer Reise,
Und Ewig ward zur Zeit; und wie ihr seichter Fluß,
Im Meer der Ewigkeit, sich einst verlieren muß,
Das soll ich nicht verstehn, und kein Geschöpfe fragen,
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen.

Genug, es ist ein Gott; es ruft es die Natur,
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermeßnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Daß Sterne sonder Zahl
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt, und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will' ist ihre Kraft,
Er theilt Bewegung, Ruh', und jede Eigenschaft
Nach Maaß und Absicht aus. Kein Stein bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht in Wundern thätig werde;
Kein Thier ist so gering, Du weißt's, o Stähelin!
Es zielt doch jeder Theil nach seinem Zwecke hin;
Ein unsichtbar Geflecht von zärtlichen Gefäßen,
Nach mehr als Menschen Kunst gebildet und gemessen,
Führt den bestimmten Saft in stetem Kreislauf fort,
Verschieden überall, und stets an seinen Ort;
Nichts stört des Andern Thun, nichts füllt des Andern Stelle,
Nichts fehlt, nichts ist zu viel, nichts ruht, nichts läuft zu schnelle;
Ja, in dem Samen schon, eh' er das Leben haucht,
Sind Gänge schon gehöhlt, die erst das Thier gebraucht,

Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,
Ist ein Zusammenhang von eitel Meisterstücken;
In ihm vereinigt sich der Körper Kunst und Pracht,
Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der Schöpfung macht.

Doch geh' durch's weite Reich, das Gottes Hand gebauet,
Wo hier in holder Pracht, vom Morgenroth bethauet,
Die junge Rose glüht, und dort im Bauch der Welt
Ein unreif Gold sich färbt und wächst zu künft'gem Geld;
Du wirst im Raum der Luft, und in des Meeres Gründen,
Gott überall gebild't, und nichts als Wunder finden.

Mehr find' ich nicht in mir; Gott, der in Allem strahlt,
Hat in der Gnade sich erst deutlich abgemalt;
Vernunft kann, wie der Mond, ein Trost der dunkeln Zeiten,
Uns durch die braune Nacht mit halbem Schimmer leiten;
Der Wahrheit Morgenroth zeigt erst die wahre Welt,
Wenn Gottes Sonnenlicht durch uns're Dämm'rung fällt.
Zu stammelnd für den Schall geoffenbarter Lehren,
Soll die Vernunft hier Gott mit eignem Lallen ehren.
Sie führt uns bis zu Gott, mehr ist ein Ueberfluß.
Nichts wissen macht uns dumm, viel forschen nur Verdruß.
Was hilft es, himmelan mit schwachen Schwingen fliegen,
Der Sonne Nachbar seyn, und dann im Meere liegen?
Vergnügung geht vor Witz; auch Weisheit hält ein Maaß,
Das Thoren niedrig dünkt, und Newton nicht vergaß.
Wer will, o Stähelin! ist Meister des Geschickes,
Zufriedenheit war stets die Mutter wahren Glückes.
Wir haben längst das Nichts von Menschenwitz erkennt,
Das Herz von Eitelkeit, den Sinn von Tand getrennt;

Laß alb're Weisen nur, was sie nicht fühlen, lehren,
Die Seligkeit im Mund und Angst im Herzen nähren,
Uns ist die Seelenruh' und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens wahres Gut.
Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blühn, für uns die Wiesen grünen;
Uns dienet bald ein Buch, und bald ein kühler Wald,
Bald ein erwählter Freund, bald wir, zum Unterhalt.
Kein Glück verlangen wir, ein Tag soll allen gleichen,
Das Leben unvermerkt und unbekannt verstreichen;
Und, ist der Leib nur frei von siecher Glieder Pein,
Soll uns das Leben lieb, der Tod nicht schrecklich seyn.
O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daß meine Asche sich mit Deiner mischen könnte.

Die Falschheit menschlicher Tugenden.

Geschminkte Tugenden, die ich zu lang' erhob,
Scheint nur dem Pöbel schön, und sucht der Thoren Lob;
Bedeckt schon euer Nichts die Larve der Geberden,
Ich will ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden,
Und bis in's Heiligthum, wo diese Götzen stehn,
Die Wahn und Tand bewacht, mit frechen Schritten gehn.

Ihr füllt, o Sterbliche! den Himmel fast mit Helden,
Doch laßt die Wahrheit nur von ihren Thaten melden,
Vor ihrem reinen Licht erblaßt der falsche Schein,
Und wo ein Held sonst stand, wird itzt ein Sklave seyn.

Wenn Völker einen Mann sich einst zum Abgott wählen,
Da wird kein Laster seyn, und keine Tugend fehlen;
Die Nachwelt bildet ihn der Gottheit Muster nach,
Und gräbt in Marmorstein, was er im Scherze sprach.

Umsonst wird wider ihn sein eigen Leben sprechen,
Die Fehler werden schön, und Tugend strahlt aus Schwächen.
Zwar Viele haben auch den frechen Leib gezähmt,
Und Mancher hat sich gar ein Mensch zu seyn geschämt;
Ein frommer Simeon ward alt auf einer Säule,
Sah auf die Welt herab und that, was kaum die Eule;
Ein Caloyer verscherzt der Menschen Eigenthum,
Verdammt sein klügstes Glied, und wird aus Andacht stumm.
Assisens Engel löscht im Schnee die wilde Hitze,
Sein heißer Eifer tilgt, bis in der Geilheit Sitze,
Des Uebels Werkzeug aus; und was auf jedem Blatt
Für Thaten Surius mit Roth bezeichnet hat.
Allein, was hilft es doch, sich aus der Welt verbannen,
Umsonst, o Stähelin! wird man sich zum Tyrannen,
Wenn Laster, die man haßt, vor größern Lastern fliehn,
Und wo man Mohn getilgt, jetzt Lölch und Drespe blühn.
Wir achten oft uns frei, wenn wir nur Meister ändern,
Wir schelten auf den Geiz und werden zu Verschwendern.
Der Mensch entflieht sich nicht, umsonst erhebt er sich,
Des Körpers schwere Last zieht an ihm innerlich;
So, wenn der rege Trieb, in halb bestrahlten Sternen,
Von ihrem Mittelpunkt sie zwingt, sich zu entfernen,
Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
In's enge Gleis zurück und hemmt den frechen Flug.

Geht, Menschen, schnitzt nur selbst an euren Götzenbildern,
Laßt Gunst und Vorurtheil sie nach Belieben schildern,
Erzählt, was sie vollbracht und was sie nicht gethan,
Und was nur Ruhm verdient, das rechnet ihnen an;

Das Laster kennet sich auch in der Tugend Farben,
Wo Wunden zugeheilt, erkennt man doch die Narben.
Wo ist er? zeiget ihn, der Held, der Menschheit Pracht,
Den die Natur nicht kennt, und euer Hirn gemacht:
Wo sind die Heiligen von unbeflecktem Leben,
Die Gott den Sterblichen zum Muster dargegeben?
Viel Menschheit hänget noch den Kirchenengeln an,
Die Aberglaube deckt, Vernunft nicht dulden kann.
Traut nicht dem schlauen Blick, den demuthsvollen Mienen,
Den Dienern aller Welt soll doch die Erde dienen.
War nicht ein Priester stets des Eigensinnes Bild,
Der Göttersprüche red't, und wenn er fleht, befiehlt?
Trennt nicht die Kirche selbst sich über dem Kalender?
Des Abends Heiliger verbannt die Morgenländer;
Laßt Infuln im Gefecht des Gegners Infuln dräun,
Und dringt auf Märtyrer mit Märt'rern feindlich ein.
Den Bann vom Niedergang zerblitzt der Bann aus Norden,
Die Kirche, Gottes Sitz, ist oft ein Kampfplatz worden,
Wo Bosheit und Gewalt Vernunft und Gott vertrieb,
Und mit der Schwächer'n Blut des Zwiespalts Urtheil schrieb.
Grausamer Wütherich, verfluchter Ketzereifer!
Dich zeugte nicht die Höll' aus Cerber's gelbem Geifer,
Nein, Heil'ge zeugten dich, du gährst in Priesterblut,
Sie lehren nichts als Lieb' und zeigen nichts als Wuth.

Seitdem ein Papst geherrscht und sich ein Mensch vergöttert,
Hat nicht der Priester Zorn, was ihm nicht wich, zerschmettert?
Wer hat Tolosen's Schutt in seinem Blut ersäuft
Und Priestern einen Thron von Leichen aufgehäuft?

Den Blitz hat Dominik auf Albi's Fürst erbeten,
Und selbst mit Montfort's Fuß der Ketzer Haupt zertreten.

Doch tadl' ich nur vielleicht, und bin aus Vorsatz hart,
Und die Vollkommenheit ist nicht der Menschen Art:
Genug, wenn Fehler sich mit größ'rer Tugend decken,
Die Sonne zeugt das Licht und hat doch selber Flecken.

Allein, wie, wenn auch das, was ihren Ruhm erhöht,
Der Helden schöner Theil, durch falschen Schein besteht?
Wenn der Verehrer Lob sich selbst auf Schwachheit gründet,
Und wo der Held soll seyn, man noch den Menschen findet?
Stützt ihren Tempel schon der Beifall aller Welt,
Die Wahrheit stürzt den Bau, den eitler Wahn erhält.

Wie Gut's und Böses sich durch enge Schranken trennen
Was wahre Tugend ist, wird nie der Pöbel kennen.
Kaum Weise sehn die Mark, die beide Reiche schließt,
Weil ihre Gränze schwimmt und in einander fließt.
Wie an dem bunten Taft, auf dem sich Licht und Schatten
So oft er sich bewegt, in and're Farben gatten,
Das Auge sich mißkennt, sich selber niemals traut,
Und bald das Rothe blau, bald roth, was blau war, schaut;
So irrt das Urtheil oft. Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend haßt und nie das Laster preise?
Der Sachen lange Reih', der Umstand, Zweck und Grund
Bestimmt der Thaten Werth und macht ihr Wesen kund.
Der größten Siege Glanz kann Eitelkeit zernichten;
Der Zeiten Unbestand verändert uns're Pflichten,

Was heute rühmlich war, dient morgen uns zur Schmach;
Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.
Dies weiß der Pöbel nicht, er wird es nimmer lernen,
Die Schaale hält ihn auf, er kömmt nicht zu den Kernen;
Er kennet von der Welt, was außen sich bewegt
Und nicht die inn're Kraft, die heimlich Alles regt.
Sein Urtheil baut auf Wahn, es ändert jede Stunde,
Er sieht durch Andrer Aug' und spricht aus fremdem Munde.
Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urtheil täuscht, und sich in Allem malt,
So thut die Einbildung, sie zeigt uns, was geschiehet,
Nicht wie es wirklich ist, nur so, wie sie es siehet,
Legt den Begriffen selbst ihr eigen Wesen bei,
Heißt Gleißen Frömmigkeit und Andacht Heuchelei.
Ja selbst des Vaters Wahn kann nicht mit ihm versterben,
Er läßt mit seinem Gut sein Vorurtheil den Erben,
Verehrung, Haß und Gunst flößt mit der Milch sich ein,
Des Ahnen Aberwitz wird auch des Enkels seyn.
So richtet alle Welt, so theilt man Schmach und Ehre,
Und dann, o Stähelin! nimm ihren Wahn zur Lehre.

Durch den erstaunten Ost geht Xaviers Wunderlauf,
Stürzt Nipons Götzen um, und seine stellt er auf;
Bis daß, dem Amida noch Opfer zu erhalten,
Die frechen Bonzier des Heil'gen Haupt zerspalten;
Er stirbt, sein Glaube lebt, und unterbaut den Staat,
Der ihn aus Gnade nährt, mit Aufruhr und Verrath.
Zuletzt erwacht der Fürst und läßt zu nassen Flammen
Die Feinde seines Reichs mit spätem Zorn verdammen;
Die meisten täuschen Gott um Leben, Gold und Ruh',
Ein Mann von tausenden schließt kühn die Augen zu,

Stürzt sich in die Gefahr, geht muthig in die Ketten,
Steift den gesetzten Sinn und stirbt zuletzt im Beten.
Sein Name wird noch blühn, wenn, lange schon verweht,
Des Märt'rers Asche sich in Wirbelwinden dreht:
Europa stellt sein Bild auf schimmernde Altäre
Und mehrt mit ihm getrost der Seraphinen Heere.
Wenn aber ein Huron im tiefen Schnee verirrt,
Bei Erie's langem See, zum Raub der Feinde wird,
Wenn dort sein Holzstoß glimmt, und satt mit ihm zu leben
Des Weibes tödtlich Wort sein Urtheil ihm gegeben,
Wie stellt sich der Barbar? wie grüßt er seinen Tod?
Er singt, wenn man ihn quält, er lacht, wenn man ihm droht:
Der unbewegte Sinn erliegt in keinen Schmerzen.
Die Flamme, die ihn sengt, dient ihm zum Ruhm und Scherzen.
Wer stirbt hier würdiger? ein gleicher Heldenmuth
Bestrahlet Beider Tod und wallt in Beider Blut;
Doch Tempel und Altar bezahlt des Märt'rers Wunde,
Canada's nackter Held stirbt von dem Tod der Hunde:
So viel liegt dann daran, daß, wer zum Tode geht,
Geweihte Worte spricht, wovon er nichts versteht.
Doch nein, der Outchipoue thut mehr als der Bekehrte,
Des Todes Ursach' ist das Maaß von seinem Werthe.
Den Märt'rer trifft der Lohn von seiner Uebelthat;
Wer seines Staats Gesetz mit frechen Füßen trat,
Des Landes Ruh' gestört, den Gottesdienst entweihet,
Dem Kaiser frech geflucht, des Aufruhrs Saat gestreuet,
Stirbt, weil er sterben soll; und ist dann der ein Held,
Der am verdienten Strick noch prahlt im Galgenfeld?
Der aber, der am Pfahl der wilden Onontagen
Den unerschrock'nen Geist bläs't aus in tausend Plagen,
Stirbt, weil sein Feind ihn würgt, und nicht für seine Schuld,
Und in der Unschuld nur verehr' ich die Geduld.

Wenn dort ein Büßender, zerknirscht in heil'gen Wehen,
Die Sünden, die er that und die er wird begehen,
Mit scharfen Geißeln straft, mit Blut die Stricke malt,
Und vor dem ganzen Volk mit seinen Streichen prahlt:
Da ruft man Wunder aus, die Nachwelt wird noch sagen,
Was Lust er sich versagt, was Schmerzen er ertragen.
Wie aber, wenn im Ost der reinliche Brahman
Mit Koth die Speisen würzt und Wochen fasten kann;
Wenn Ströme seines Bluts aus breiten Wunden fließen,
Die seine Reu' gemacht und oft der Tod muß büßen,
Was Rom um Geld erläßt; wenn nackt und unbewegt
Er Jahre lang den Strahl der hohen Sonne trägt
Und den gestrupften Arm läßt ausgestreckt erstarren,
Wie heißen wir den Mann? Betrüger oder Narren.

Wenn in Iberien ein ewiges Gelübd'
Mit Ketten von Demant ein armes Kind umgibt,
Wenn die geweihte Braut ihr Schwanenlied gesungen
Und die gerühmte Zell' die Beute nun verschlungen;
Wie jauchzet nicht das Volk, und ruft, was rufen kann:
Das Weib hört auf zu seyn, der Engel fängt schon an!
Ja, stoßt, es ist es werth, in prahlende Trompeten,
Verbergt der Tempel Wand mit persischen Tapeten,
Euch ist ein Glück geschehn, dergleichen nie geschah,
Die Welt verjüngt sich schon, die gold'ne Zeit ist nah'.
Gesetzt, daß ungefühlt in ihr die Jugend blühet,
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern glühet;
Daß kein verstohlner Blick in die verlass'ne Welt
Mit sehnender Begier zu spät zurücke fällt;

Daß immer die Vernunft der Sinnen Feuer kühlet,
Und nur ihr eig'ner Arm die reine Brust befühlet:
Gesetzt, was niemals war, daß Tugend wird aus Zwang:
Was jauchzt das eitle Volk? wen rühmt sein Lobgesang?
Doch wohl, daß List und Geiz des Schöpfers Zweck verdrungen,
Was er zum Lieben schuf, zur Wittwenschaft gezwungen,
Den vielleicht edeln Stamm, den er ihr zugedacht,
Noch in der Blüth' erstickt und Helden umgebracht;
Daß ein verführtes Kind in dem erwählten Orden
Sich selbst zur Ueberlast und Andern unnütz worden.
O ihr, die die Natur auf bess're Wege weist,
Was heißt der Himmel dann, wenn er nicht lieben heißt?
Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdammet?
Und ist der Brand nicht rein, wenn sie uns selbst entflammet?
Was soll der zarte Leib, der Glieder holde Pracht?
Ist Alles nicht für uns und wir für sie gemacht?
Den Reiz, der Weise zwingt, dem nichts kann widerstreben,
Der Schönheit ewig Recht, wer hat es ihr gegeben?
Des Himmels erst Gebot hat keusche Huld geweiht,
Und seines Zornes Pfand war die Unfruchtbarkeit:
Sind denn die Tugenden den Tugenden entgegen?
Der alten Kirche Fluch wird bei der neuen Segen.

Fort! die Trompete schallt! der Feind bedeckt das Feld,
Der Sieg ist, wo ich geh', folgt Brüder! ruft ein Held.
Nicht furchtsam, wenn vom Blitz aus schmetternden Metallen
Ein breit Gefild' erbebt und ganze Glieder fallen,
Er steht, wenn wider ihn das strenge Schicksal ficht,
Fällt schon der Leib durchbohrt, so fällt der Held noch nicht.

Er schätzt ein tödtlich Blei als wie ein Freudenschießen,
Sein Auge sieht gleich frei sein Blut und fremdes fließen;
Der Tod lähmt schon sein Herz, eh' daß sein Muth erliegt,
Er stirbet allzugern, wenn er im Sterben siegt.
O Held, dein Muth ist groß, es soll, was du gewesen,
Auf ewigem Porphyr die letzte Nachwelt lesen.
Allein, wenn auf dem Harz, nun lang genug gequält,
Ein aufgebrachtes Schwein zuletzt den Tod erwählt,
Die dicken Borsten sträubt, die starken Waffen wetzet
Und wüthend über'n Schwarm entbauchter Hunde setzet,
Oft endlich noch am Spieß, der ihm sein Herzblut trinkt,
Den kühnen Feind zerfleischt, und satt von Rache sinkt:
Ist hier kein Heldenmuth? wer baut dem Hauer Säulen?
Die Jäger werden ihn mit ihren Hunden theilen.

Wer ist der weise Mann, der dort so einsam denkt?
Und den verscheuten Blick zur Erde furchtsam senkt?
Ein längst verschlissen Tuch umhüllt die rauhen Lenden,
Ein Stück gebettelt Brod und Wasser aus den Händen
Ist Alles, was er wünscht, und Armuth sein Gewinn,
Er ist nicht für die Welt, die Welt ist nicht für ihn.
Nie hat ein glänzend Erz ihm einen Blick entzogen,
Nie hat den gleichen Sinn ein Unfall überwogen,
Ihm wischt kein schönes Bild den Unfall vom Gesicht,
An seinen Thaten beißt der Zahn der Mißgunst nicht.
Sein Sinn, versenkt in Gott, kann nicht nach Erde trachten,
Er kennt sein eigen Nichts, was soll er andrer achten?
Der Tugend ernste Pflicht ist ihm ein Zeitvertreib,
Der Himmel hat den Sinn, die Erde nur den Leib.
O Heiliger, geht schon dein Ruhm bis an die Sterne,
Flieh' den Diogenes und fürchte die Laterne!

Ach, kennte doch die Welt das Herz, so wie den Mund!
Wie wenig gleichen oft die Thaten ihrem Grund?
Du beugst den Hals umsonst, die Ehre, die du meidest,
Die Ehr' ist doch der Gott, für den du Alles leidest:
Wie Surena den Sieg, suchst du den Ruhm im Fliehn,
Ein stärker Laster heißt dich schwächern dich entziehn,
Und wer sich vorgesetzt, ein Halbgott einst zu werden,
Der baut in's Künftige, der hat nichts mehr auf Erden,
Ihm streicht der eitle Ruhm der Tugend Farben an,
Was heischt der Himmel selbst, das nicht ein Heuchler kann?

Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhab'ner Geist sich aus der Menschheit Schranken.
Seht den verwirrten Blick, der stets abwesend ist
Und vielleicht jetzt den Traum von andern Welten mißt;
Sein stets gespannter Sinn verzehrt der Jahre Blüthe,
Schlaf, Ruh' und Wollust fliehn sein himmlisches Gemüthe.
Wie durch unendlicher verborg'ner Zahlen Reih'
Ein krumm geflocht'ner Zug gerecht zu messen sey;
Warum die Sterne sich an eig'ne Gleise halten;
Wie bunte Farben sich aus lichten Strahlen spalten;
Was für ein inn'rer Trieb der Welten Wirbel dreht:
Was für ein Zug das Meer zu gleichen Stunden bläht;
Das Alles weiß er schon; er füllt die Welt mit Klarheit,
Er ist ein steter Quell von unerkannter Wahrheit.
Doch ach, es lischt in ihm des Lebens kurzer Tacht,
Den Müh' und scharfer Witz zu heftig angefacht!
Er stirbt, von Wissen satt, und einst wird in den Sternen
Ein Kenner der Natur des Weisen Namen lernen.
Erscheine, großer Geist, wenn in dem tiefen Nichts
Der Welt Begriff dir bleibt, und die Begier des Lichts,

Und lass' von deinem Witz, den hundert Völker ehren,
Mein lehrbegierig Ohr die letzten Proben hören:
Wie unterscheidest du die Wahrheit und den Traum?
Wie trennt im Wesen sich das Feste von dem Raum?
Der Körper rauhen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,
Die stets verändert sind und doch sich stets erhalten?
Den Zug, der Alles senkt, den Trieb, der Alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt,
Des Lichtes schnelle Fahrt, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dies lehre, großer Geist, die schwache Sterblichkeit,
Worin dir Niemand gleicht und Alles dich bereut.
Doch suche nur im Riß von künstlichen Figuren
Beim Licht der Zifferkunst der Wahrheit dunkle Spuren;
In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist,
Zu glücklich, wenn sie noch die äuß're Schale weist;
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren,
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt, erfahren.
Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth,
Ruft seines Romes Geist und stürzt sich in sein Schwert.
Nie hat den festen Sinn das Ansehn großer Bürger,
Der Glanz von theurem Erz, der Dolch erkaufter Würger,
Von seines Landes Wohl, vom bessern Theil getrannt:
In ihm hat Rom gelebt, er war das Vaterland.
Sein Sinn war ohne Lust, sein Herz war sonder Schrecken,
Sein Leben ohne Schuld, sein Nachruhm ohne Flecken,
In ihm erneute sich der alte Heldenmuth,
Der alles für sein Land, nichts für sich selber thut;
Ihn dau'rte nie die Wahl, wenn Recht und Glücke kriegten,
Den Cäsar schützt das Glück und Cato die Besiegten.
Doch fällt vielleicht auch hier die Tugendlarve hin,
Und seine Großmuth ist ein stolzer Eigensinn,

Der nie in fremdem Joch den steifen Nacken schmieget,
Dem Schicksal selber trotzt und eher bricht als bieget;
Ein Sinn, dem nichts gefällt, den keine Sanftmuth kühlt,
Der sich selbst Alles ist, und niemals noch gefühlt.

Wie? hat denn, aus dem Sinn der Menschen ganz verdrungen,
Die scheue Tugend sich den Sternen zugeschwungen?
Verläßt des Himmels Aug' ein schuldiges Geschlecht?
Von so viel Tausenden ist dann nicht Einer ächt?
Nein, nein, der Himmel kann, was er erschuf, nicht hassen,
Er wird der Güte Werk dem Zorn nicht überlassen:
So vieler Weisen Wunsch, der Zweck so vieler Müh',
Die Tugend, wohnt in uns und Niemand kennet sie.
Des Himmels schönstes Kind, die immer gleiche Tugend,
Blüht in der holden Pracht der angenehmsten Jugend;
Kein finst'rer Blick umwölkt der Augen heit'res Licht,
Und wer die Tugend haßt, der kennt die Tugend nicht.
Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den reine Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen,
Es wird der Tugend nie, noch ihm Vergnügen fehlen;
Nie stört sein Gleichgewicht der Sinne jäher Sturm,
Nie untergräbt sein Herz bereuter Laster Wurm;
Er wird kein scheinbar Glück um wirklich's Elend kaufen,
Und nie durch kurze Lust in langes Unglück laufen;

Ihm ist Gold, Ruhm und Lust, wie bei des Obst's Genuß
Gesund bei kluger Maaß, ein Gift bei'm Ueberfluß.
Der Menschen letzte Furcht wird niemals ihn entfärben,
Er hätte gern gelebt, und wird nicht ungern sterben.

* * *

Von dir, selbstständ'ges Gut, unendlich's Gnadenmeer!
Kommt dieser inn're Zug, wie alles Gute her.
Das Herz folgt unbewußt der Wirkung deiner Liebe,
Es meinet frei zu seyn, und folget deinem Triebe;
Unfruchtbar von Natur bringt es auf den Altar
Die Frucht, die von dir selbst in uns gepflanzet war.
Was von dir stammt, ist ächt und wird vor dir bestehen,
Wenn falsche Tugend wird, wie Blei im Test, vergehen,
Und dort für manche That, die jetzt auf äußern Schein
Die Welt mit Opfern zahlt, der Lohn wird Strafe seyn.

Die Tugend.

Freund! die Tugend ist kein leerer Namen,
Aus dem Herzen keimt des Guten Samen,
Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus bösen Herzen,
Und Verachtung allzu strenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne.

Ist's Verstellung, die uns selbst bekämpfet,
Die des Jähzorns Feuerströme dämpfet,
Und der Liebe doch so sanfte Flammen
Zwingt zu verdammen?

Ist es Dummheit, oder List des Weisen,
Der die Tugend rühmet in dem Eisen,
Dessen Wangen mitten in dem Sterben
Nie sich entfärben?

Ist es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daß ein Jeder sich im Andern findet,
Und zum Lös'geld seinem wahren Freunde
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrsucht mit Erbarmen?
Der das Unglück hebt mit milden Armen,
Weint mit Andern, und von fremden Ruthen
Würdigt zu bluten.

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend,
Haßt das Gute, und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Zwar die Laster blühen und vermehren,
Geiz bringt Güter, Ehrsucht führt zu Ehren,
Bosheit herrschet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden.

Doch der Himmel hat noch seine Kinder,
Fromme leben, kennt man sie schon minder,
Gold und Perlen find't man bei den Mohren,
Weise bei den Thoren.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust ekelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

D'rum, o Damon! geht's mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen,
Einen Weisen kleidet Leid, wie Freude,
Tugend ziert beide.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschicke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke;
Fällt der Himmel, er kann Weise decken,
Aber nicht schrecken.

Doris.

Des Tages Licht hat sich verdunkelt,
Der Purpur, der im Westen funkelt,
Erblasset in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silberhörner,
Die kühle Nacht streut Schlummerkörner
Und tränkt die trock'ne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwache Laub der Aeste
Und winket dir liebkosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume
Lockt uns in anmuthsvolle Träume,
Worin der Geist sich selber wiegt;
Er zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Sprich, Doris! fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süßer sind, als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder,
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?

Ich weiß, daß sich dein Herz befraget,
Und ein Begriff zum andern saget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich?
Mein Kind! du wirst es nicht erkennen,
Ich aber werd' es leichtlich nennen:
Ich fühle mehr als das für dich.

Du staunst; es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht;
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

Mein Kind, erheit're deine Blicke,
Ergib dich nur in dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.

Der schönsten Jahre frische Blüthe
Belebt dein aufgeweckt Gemüthe,
Darin kein schlaffer Kaltsinn schleicht;
Der Augen Gluth quillt aus dem Herzen,
Du wirst nicht immer fühllos scherzen,
Wen Alles liebt, der liebet leicht.

Wie? sollte dich die Liebe schrecken!
Mit Scham mag sich das Laster decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt;
Sieh' deine freudigen Gespielen,
Du fühlest, was sie alle fühlen,
Dein Brand ist der Natur ihr Brand.

O könnte dich ein Schatten rühren!
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die Liebe leitet zum Altar,
Du fordertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Worin dein Herz noch müßig war.

Wenn eine Schöne sich ergeben
Für den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz;
Wenn, nach erkannter Treu' des Hirten,
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrthen,
Und die Vernunft spricht wie das Herz;

Wenn zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizend's Ringen
Mit Wollust beider Herz berauscht,
Wenn der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt.

Wenn sich . . . allein, mein Kind, ich schweige —
Von dieser Lust, die ich dir zeige,
Ist, was ich sage, kaum ein Traum;
Erwünschte Wehmuth, sanft Entzücken!
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch selber kaum.

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig, flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein;
Wie angenehm ist doch die Liebe?
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber seyn?

Mein Kind, genieß' des frühen Lebens,
Sey nicht so schön für dich vergebens,
Sey nicht so schön für uns zur Qual;
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,
Des kalten Gleichsinns ekler Schlummer
Ist unvergnügter tausendmal.

Zu dem, was hast du zu befahren?
Laß Andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's besessen, gleich verläßt:
Du bleibst der Seelen ewig Meister,
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Erwähle nur von uns'rer Jugend,
Dein Reich ist ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich rathen, wähle mich.
Was hilft es, lang' sein Herz verhehlen?
Du kannst von hundert Edlern, wählen,
Doch keinen, der dich liebt, wie ich.

Ein And'rer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze strahlen,
Der malt sein Feuer künstlich ab;
Ein Jeder wird was And'res preisen,
Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Trau' nicht, mein Kind, jedwedem Freier,
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in seiner Brust!
Der liebt den Glanz, der dich umgibet,
Der liebt dich, weil dich Alles liebet,
Und der liebt in dir seine Lust.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh' sich der Mund zum Seufzen übte,
Und Treu' zu schwören ward zur Kunst:
Mein Aug' ist nur auf dich gekehret,
Von Allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts, als deine Gunst.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern,
Ich suche nicht dich zu vergöttern,
Die Menschheit ziert dich allzusehr:
Ein And'rer kann gelehrter klagen,
Mein Mund weiß weniger zu sagen,
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was siehst du furchtsam hin und wieder
Und schlägst die holden Blicke nieder?
Es ist kein fremder Zeuge nah'.
Mein Kind, kann ich dich nicht erweichen?
Doch ja, dein Mund gibt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seufzen sagt mir Ja.

Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zu viel hab' ich die Welt gescholten,
Was zeigt die Wahrheit sich? wenn hat sie was gegolten?
Seht einen Juvenal, der Vorwelt Geißel, an,
Was hat sein Tadel Gut's der Welt und ihm gethan?
Ihn bracht' in Lybien das Gift der scharfen Feder
Ein Land, wie Tomos fern, und trauriger und öder.
Rom las, so viel er schrieb, es las, und schwelgte fort.
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.
Seit Boileau den Parnaß vom falschen Geist gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt,
Lebt nicht ein Nadal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?
Drängt nicht sich ganz Paris zu Scapin's Possen hin?
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab' ich für Beruf, der Menschen Thun zu richten?
Stellt Falschmund, wenn er's liest, sein heimlich Lästern ein?
Sein Haß wird giftiger, sein Herz nicht besser seyn;
Und stände Thessal's Bild gestochen auf dem Titel,
Noch dünkt' er sich gelehrt und schält' auf Andrer Mittel.
Ja, rühmen will ich jetzt, wofern ich rühmen kann,
Und lache nur, mein Geist, du mußt gewiß daran.
Ein strenger Despreaux hat Dichter nur getadelt,
Und Ludwigs Uebergang mit klugem Muth geadelt,
Sonst hätt' er auf dem Stroh von Gram und Frost gekrümmt,
Zuletzt mit Saint Amand ein Klaglied angestimmt.

Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?
Ich geh' die Namen durch, ich blättre hin und wieder,
Und finde, wo ich seh', vom Scepter bis zum Pflug,
Zum Schelten allzuviel. zum Rühmen nie genug.
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend,
Für's Laster ist kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
War's oder war's nicht hier? wo Biderb's Degen strahlte,
Der die erhalt'ne Fahn' mit seinem Blute malte?
Wo fließt der Muhleren, der Bubenberge Blut?
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Muth
Für's Vaterland gelebt, für's Vaterland gestorben,
Die Feind und Gold verschmäht, und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht?
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedrescht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, deren Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, deß Schatz uns heut',
Zum off'nen Wechsel dient und Trost der Ueppigkeit.
Wo ist die Ruhmbegier, die Rom zum Haupt der Erden
Und groß gemacht aus nichts, Gefahren und Beschwerden
Für Lust und Schuld erkennt, für's Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wenn der Staat es heischt, die Welt zum Schuldner macht?
Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennet,
Nichts wünschet für sich selbst, und keinen Reichthum kennet,
Als den des Vaterland's, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marken kürzt, der Bürger weiter setzt?
Ach! sie vergrub die Zeit, und ihren Geist mit ihnen,
Vor ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Mienen.

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daß von der gold'nen Zeit nicht theure Reste leben;
Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlseyn uns'rer Stadt.
Ein Steiger stützt die Last der wohlerlangten Würde
Auf eigne Schultern hin, und hat den Staat zur Bürde?
Er hat, was Herrschen ist, zu lernen erst begehrt,
Nicht, wie die Großen thun, die ihre Stelle lehrt.
Er sucht im stillen Staub und halb verwesten Häuten
Des Staates Lebenslauf, die Ebb' und Fluth der Zeiten;
Sein immer frischer Sinn, in steter Müh' gespannt,
Wacht, weil ein Jüngling schläft, und dient dem Vaterland;
Er läßt des Staates Schatz sich auf das Land ergießen,
Wie aus dem Herzen sonst der Glieder Kräfte fließen!
Von seinem Angesicht geht Niemand traurig hin,
Er liebt die Tugend noch, und auch die Tugend ihn.
Ein Cato lebet noch, der den verdorb'nen Zeiten
Sich setzt zum Widerspruch, und kann mit Thaten streiten.
Zwar Pracht und Ueppigkeit, die Alles überschwemmt,
Hat das Gesetz und er bisher zu schwach gehemmt:
Doch wie ein fester Damm den Sturm gedrung'ner Wellen,
Wie sehr ihr Schaum sich bläht, zurücke zwingt zu prellen,
Und nie dem Strome weicht, wenn schon der wilde Schwall,
Von langem Wachsthum stark, sich stürzet über'n Wall:
So hat Helvetien, der Durchbruch fremder Sitten
Mit Lastern angefüllt, und Cato nichts gelitten;
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,
Wo reine Tugend Ehr', auch wenn sie nackt, gebar,
Herrscht in dem rauhen Sinn, den nie die List betrogen,
Kein Großer abgeschreckt, kein Ansehn umgebogen;
Hart, wenn's Gesetze zürnt, mitleidig, wenn er darf,
Gut, wenn das Elend klagt, wenn Bosheit frevelt, scharf,

Vom Wohl des Vaterland's, entschlossen nie zu scheiden,
Kann er das Laster nicht, noch ihn das Laster leiden,
O, hebe lange noch dein Vaterland empor,
Steh' unsern Söhnen einst wie unsern Vätern vor.

Wer kennt die Andern nicht? sie sind so leicht zu zählen;
Doch wenn einst zugedrückt die werthen Augen fehlen,
Wer ist's, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut, was sie gethan, und die geleerten Plätze
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl ersetze?

Gewiß kein Appius, die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick, zeigt Hoheit und Gewalt;
Des großen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kann nicht ein Jeder hoffen.
Sein Ansehn dringt durch's Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist fast unser Herr, und seiner selber nicht.
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,
Der Unterschied von uns ist in dem Innern kleiner,
Den aufgehob'nen Geist stützt ein gesetzter Sinn,
Ein prächtiger Palast und leere Säle d'rin.

Gewiß kein Salvius, der Liebling uns'rer Frauen,
Dem trefflichen Geschmack kann jeder Käufer trauen;
Wer ist's, der so wie er, durch alle Monat' weiß
Der Mode Lebenslauf und jedes Bandes Preis?
Wer haschet listiger der Kleider neu'ste Arten?
Wer nennt so oft Paris? wer theilt, wie er, die Karten

Auf Griechisch hurtig aus? wer stellt den Fuß so quer?
Wer singt so manches Lied? wer flucht so neu, als er?
O Säule deines Staats! wo findet sich der Knabe,
Der sich so mancher Kunst dereinst zu schämen habe?

Auch kein Demokrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland als seine Söhne hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber theilt und keine Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut' und morgen Andern schätzt,
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt;
Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde,
Und, wenn er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig glaubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht, und alles Vetter nennt.

* * *

Gewiß kein Rusticus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger, als nüchtern seyn, gelitten,
Der Mann von altem Schrot, den neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht und wie die Vorwelt trinkt,
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen;
Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch' und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht:
Die Welt wird, wenn sie will, und nicht sein Kopf sich ändern;
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?
Recht ist, was ihm gefällt, gegründet, was er faßt,
Das Schmählen Bürgerpflicht, ein Fremder, wen er haßt.

Gewiß auch kein Sicin, der Sauerteig des Standes,
Der Meister guten Raths, der Pachter des Verstandes,
Der nichts vernünftig glaubt, wenn es von ihm nicht quillt,
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt;
Bald straft man ihm zu hart, bald laufen Laster ledig,
Heut' heißt der Staat ein Zug, und morgen ein Venedig?
Wer herrscht, der ihm gefällt? vor ihm ist Alles schlecht,
Belohnen unverdient, Versagen ungerecht.
So läßt der Frösche Volk sein Quaken in den Röhren,
Noch eh' beim Sonnenschein, als wenn es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sklav' darf seyn,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildniß spiegelt,
Was unsrer Ahnen Muth, mit Lüpolds Blut versiegelt,
Die Freiheit hält für Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesetze Bauern läßt, und schämet sich im Rath.
Flieh', Sklav', ein freier Staat bedarf nur freier Seelen,
Wer selber dienen will, soll Freien nicht befehlen.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied und keines eigen ist;
Der Retter aller Schuld, der Schutzgeist falscher Frommen,
Der, was den Staat verstört, zu schützen übernommen;
Der Bosheit Einfalt nennt, und Heucheln Andacht heißt,
Und dem erzürnten Recht das Schwert aus Händen reißt;
Der Kirch' und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet,
Und niemals williger als über Priester scherzet.
Ein and'rer Zweck ist oft an wahrer Liebe Statt,
Ein Absehn bringet weit, das Gott zum Fürwort hat.

Sein Gut, das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden.
Wer ist's denn? ein Zelot, der Kirchen-Cherubin,
Bereit, den Strick am Hals im Himmel mich zu ziehn.
Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen,
Und selten sonst gelacht, als wenn der Stab gebrochen;
Der leichte Franzenaff', der Schnupfer bei der Wahl,
Der bei den Eiden scherzt, und pfeift im großen Saal:
Ein wankender Saufei, dem nie das Rathhaus stehet,
Der von dem Tisch in Rath, vom Rath zu Tische gehet;
Der nie sich selber zeigt, der kluge Larvenmann,
Der alle Bürger haßt und alle küssen kann;
Ein reicher Agnoet, der Feind von allem Lernen,
Der Sonnen viereckt macht und Sterne zu Laternen;
Ein Unselbst, reich an Ja, der seine Stimme lies't,
Und dessen Meinung stets vorher eröffnet ist.
Und so viel Andre mehr, der Großen Leibtrabanten,
Die Ziffern unser's Staats, im Rath die Consonanten.

Bei solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich seyn;
Zu Häuptern eines Stand's gehöret Hirn darein.
Laßt zehen Jahr' sie noch, sich recht zu unterrichten,
In jenem Schattenstaat gemess'ne Sachen schlichten.

* * *

Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugendstaffeln klimmt,
Der wirkt am Wohl des Volks und nicht an seinem Glücke,
Und dient zum Heil des Land's dem segnenden Geschicke,

Er setzet seiner Müh' die Tugend selbst zum Preis,
Er kennet seine Pflicht und thut auch, was er weiß.
Für's Erste lerne der, der groß zu seyn begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;
Wie Ansehn und Gewalt sich mit gemess'ner Kraft
Durch alle Staffeln theilt, und Ruh' und Ordnung schafft?
Wie zahlreich Volk und Geld? wie auf den alten Bünden,
Dem Erbe bess'rer Zeit, sich Fried' und Freundschaft gründen.
Wodurch der Staat geblüht? Wie Macht und Reichthum stieg?
Des Krieges erste Gluth, den wahren Weg zum Sieg?
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie ernst und männlich's Recht
Den angelauf'nen Schwall des frechen Lasters schwächt?
Wie weit dem Herrscher ziemt, der Kirche zu gebieten?
Wie Glaubenseinigkeit sich schützet ohne Wüthen,
Was Kunst und Boden zeugt? was einem Staat ersprießt?
Wodurch der Nachbarn Gold in unsre Dörfer fließt?
Auch was Europa regt, wie die vereinten Mächten
In stetem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten?
Wodurch die Handlung blüht, wie alle Welt ihr Gold
Dem zugelauf'nen Schwarm verbannter Bettler zollt?
Was Frankreich schrecklich macht? wodurch es sich entnervet?
Wie Kunst und Wissenschaft der Britten Waffen schärfet?
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kann,
Die Tugend nimmt sich leicht bei ihrem Beispiel an.
Bild' aber auch dein Herz selbst in der ersten Jugend,
Sieh' auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,
Lern', daß nichts selig macht, als die Gewissensruh',
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du;
Daß Gold auch Weise ziert, verdient durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt und nicht erkaufte Titel,

Daß Maaß und Weisheit mehr als leere Namen sind,
Und daß man auf dem Thron noch jetzt George find't.
Kein Reiz sey stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz sey groß genug, der Uechtlands Wohlfahrt mindert;
Such' in des Landes Wohl, und nicht beim Pöbel Ruhm,
Sey jedem Bürger hold, und Niemands Eigenthum,
Sey billig und gerecht, erhalt' auf gleicher Wage
Des Großen drohend Recht, und eines Bauern Klage.
Bei Würden sieh' den Mann und nicht den Gegendienst,
Mach' Arbeit dir zur Lust und Helfen zum Gewinnst.
Thu' dies und werde groß! liegt schon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich mehr als du selber sorgen:
Und wenn er künftig dich in hohen Aemtern übt,
Und deiner Bürger Heil in deine Hände gibt,
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt und macht dein Volk zu Waisen,
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden erster seyn;
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnadenfinger,
Du bist ein größ'rer Mann, als alle Weltbezwinger.

Der Mann nach der Welt.

Du, dessen Beispiel uns die Tugend reizend macht,
In dessen Mund Vernunft, gekränzt mit Anmuth, lacht,
Der Geist und Munterkeit der Weisheit legt zu Füßen,
Die sonst die Häßlichkeit des Lasters schminken müssen,
Warum o! lähmt die Herzen uns'rer Zeit
Der allgemeine Frost der Unempfindlichkeit? —
Der Tugend Nam' erlischt, sie ist zum Mährlein worden,
Man zählt die Sittenlehr' in Arthurs Ritter-Orden,
Und lacht, wenn noch ein Buch von Männern Nachricht gibt,
Die etwas sich versagt und außer sich geliebt.
Verdammte Spötterei, du Weisheit schlauer Thoren,
Die die Unwissenheit vom Uebermuth geboren!
Du hast zuerst bei uns der Dinge Werth verwirrt,
Daß Tugend lächerlich und Laster artig wird.
Seitdem dich in Paris ein Schwarm verwöhnter Jugend
Erwählt zum Gegensatz von Gründlichkeit und Tugend,
Mißkennt sich die Natur in unsern Urtheil'n oft,
Sie findet Schimpf und Spott, wo sie Verwund'rung hofft,
Da manche That, die doch der Hölle Farben führet,
Zur Schau sich kühnlich trägt und ihren Bös'wicht zieret.
Vor diesem war ein Mann, der rühmlich wollte seyn,
Erhaben am Verstand, in seinem Thun gemein;
Dem Vaterlande treu, der Gottheit ehrerbietig;
Auch gegen Große steif, auch mit Geringen gütig;

Sich selber war er arm, und gegen Arme reich;
Sein Herz war, wo das Recht, sein Ohr bei beiden gleich;
Hold dem, was er gewählt, bei Andern unempfindlich:
In Kleinigkeiten fremd, in Recht und Klugheit gründlich;
Gehorsam besser'm Rath, auch wenn sein Feind ihn gibt,
Und dem Gesetze treu, auch schlüg' es, wen er liebt;
Geschäftig, wenn allein, und müßig zum Verhöre;
Nicht hungrig nach dem Lohn, noch fühllos für die Ehre;
Aus Eifer nicht zu kühn, nicht feig beim Widerstand,
Und keinem Freunde hold, wie seinem Vaterland;
Im Reden kurz aus Witz, aus Deutlichkeit begreiflich,
Dienstfertig unbezahlt, um keinen Preis erkäuflich,
Stieg er und Bern mit ihm, Verdienst war sein Patron,
Die allgemeine Gunst war ihm der liebste Lohn.
Vergebens wird jetzt noch der undankbaren Erden
Mit Männern solcher Art der Himmel gütig werden.
Wenn seine Tugend nicht der Reichthum edel macht,
Wenn Haus und Kleid nicht glänzt in wohlgewählter Pracht,
Wenn er die hohe Kunst des Schwelgers nicht besitzet,
Wenn seine Gäste nicht ein fremder Wein erhitzet,
Wenn zwischen Haß und Gunst bei ihm ein Abstand ist,
Und auf den Lippen sich sein Herz zu oft vergißt;
So schicke jedermann den Mann von altem Schrote
In Kistler's Zeit zurück, zum Karst und Roggenbrode.

Wie aber soll man seyn, daß man uns wohl gefällt?
Wie dort Pomponius? der freien Geister Held,
Der Schönen Augenmerk, der Jugend Sittenmuster.
Zwar sein Verdienst kömmt meist vom Schneider und vom Schuster,
Paris ziert selbst sein Haupt, weil eine mind're Stadt
Nicht Kunst noch Puder g'nug für kluge Köpfe hat.

In mancher Banque hat sein Muth das Glück besieget:
Wo oft sein halbes Erb' auf einer Karte lieget;
Auch, wenn bei später Nacht er wohl begleitet geht,
Prangt seine Tapferkeit, wo Niemand widersteht:
Erst wenn, wie oft geschieht, nach einem langen Kampfe,
Sein Kopf ihm endlich schwillt von theurer Weine Dampfe,
Was ihm begegnet, bricht, wenn Glas und Fenster kracht,
Die öde Straß' erschallt, und weh' der armen Wacht!
An Flinten ohne Blei und hart verbot'nen Eisen
Wird, was er Feinden spart, sein kluger Muth beweisen.
Dann endlich: er ist jung, was soll er immer thun?
Er schläft ja zum Mittag, er kann nicht länger ruhn;
Arbeiten darf er nicht, er würde sich entadeln;
Und lesen will er nicht, er mag nicht immer tadeln;
Bei Frauenzimmern muß man zu gezwungen seyn,
Was thät' er ohne Spiel und Mädchen und den Wein?
Zu dem, die Ehr' ist ja der Abgott seiner Sinnen,
Man kann von ihm getrost mehr, als er hat, gewinnen;
Sein erstes Gold fliegt hin, und zahlt die Ehrenschuld,
Der Handwerksmann nährt sich indessen mit Geduld,
Der Gläubiger vernutzt die unterwies'nen Thüren,
Und ein erzürnter Blick heißt Arme ferne frieren.
Wie herzt er jenen nicht? Wie stark umarmt er ihn?
Dein Glück ist meines auch, wenn einst ich glücklich bin. —
Der Herzensfreund geht fort, und segnet oft im Gehen
Die Stunde, da sie sich zum ersten Mal gesehen.
Wenn aber in der Noth er zum Patron sich kehrt,
Was er ihm zugeflucht, im zehnten Theil begehrt,
So wird ein Itzt-noch-nicht, ein Wenn, und öfters Morgen,
Vielleicht was Gröber's auch, ihn selber heißen sorgen.
Wie strahlt nicht dort sein Geist und strömt in Einfäll' aus!
Wie lacht und lobt man nicht! doch ändert nicht das Haus,

Zwei Thüren weit davon wird, wie ein Fisch im Sande,
Er, fern von seinem Volk, ertrocknen am Verstande;
Wenn die Gesellschaft nicht bei Zoten lachen will,
Wo man Vernunft begehrt, da steht sein Witz ihm still.
Doch trotz dem Grillenkopf, der ihn zu tief ergründet,
Wenn nur ein hold' Geschlecht ihn liebenswürdig findet;
Wie sieghaft geht er nicht mit seinen Schönen um?
Sie, und was ihres ist, sind bald sein Eigenthum,
Und wenn sein ekel Herz nicht gold'ne Fesseln halten,
Wird mitten im Genuß sein Feuer bald erkalten.
Auch so wird, Käfern gleich, die von der Rose fliehn
Und nach dem nächsten Aas mit heiser'm Summen ziehn,
Er bald zum Käthchen gehn, das mit beschmutzten Küssen
Den Brand, den Iris zeugt, um's Geld wird löschen müssen;
Denn Glauben und Natur, Gesetz und Sittlichkeit
Sind feiger Herzen Furcht, wovon er sich befreit;
Sein Freund, sein Herzensfreund, wird nicht von ihm gescheuet,
Wenn den ein artig Weib, ein reines Kind erfreuet,
Find't der Verführer Gunst, er kühlet seine Lust,
Und drücket unbereu't den Dolch ihm in die Brust.
Pfui! von dem Ehrenmann, wird jener Alte schwören,
Den jungen Taugenichts soll solch ein Titel ehren?
Nein, fragst du nach Verdienst, so sieh' den Porcius,
Er ist's, bei dem man sich zum Manne modeln muß.
Steif, ehrbar, ordentlich, in seinem Thun bedächtlich,
Gewerbig, zum Gewinn war nie ein Weg verächtlich,
Er ist aus Vorsicht keusch, bricht sich und Andern ab,
Und lässet ohne sich ja keine Leich' in's Grab.
Sein Kirchenstuhl wird eh', als er, der Predigt fehlen,
Kein Wechsler wird das Gold, wie er die Münzen, wählen.
Wer ist, der so, wie er, die Marktpreis-Tafel weiß,
Die Geldtags-Rechte kennt, und der Gerichte Preis?

Auch hat er Stadt und Land schon Manchen heißen meiden,
Wo vierzig Jahr' hernach er hätte können leiden.
Vorsichtig häuft er Korn auf ferne Theurung hin,
Und allgemeine Noth macht er sich zum Gewinn.
Wie weislich hat er dort in Erndtezeit geschnitten?
Er führt das Schwert des Rechts, und zürnt auf böse Sitten,
Aus Reichthum schlemmt der Bau'r, und Frevel kömmt vom Schmaus,
Das Uebel reutet er mit sammt der Wurzel aus.
Erhebt den theuren Mann, ihr Bürger, in die Wette!
Nicht daß, wenn ihr ihm fehlt, er sich vergessen hätte;
Wenn nicht Verdienst allein das Glück erfliegen kann,
Setzt List und Dreistigkeit ihm andre Flügel an.
Der Großen Gleichgewicht, die Kenntniß von den Stämmen,
Verheißung, Gegendienst, Bespähen, Drohen, Schlemmen,
Vielleicht was Baarer's noch, ist wahre Herrschaftskunst,
Die hebt uns aus dem Staub, und zwingt des Schicksals
Wer tadelt ihn zuletzt? die unter seinen Füßen
Mit stummem Neide schmähn, und doch ihn ehren müssen,
Jedweder sorgt für sich, ein Weiser ist sein Stern,
Zu ekel, wird nicht satt, und Thoren darben gern.

Doch angenomm'ner Scherz weicht allzu wahren Schmerzen,
Ein großes Uebel schweigt, bei kleinen kann man scherzen;
Verderbniß untergräbt den Staat mit schneller Macht,
Und über'n Clodius hat Cato nicht gelacht.
O Zeit! o böse Zeit! wo Laster rühmlich worden!
Was fehlt uns, Rom zu seyn, als ungestraft zu morden!
Nein, also war es nicht, eh' Frankreich uns gekannt,
Von unsern Lastern war noch manches ungenannt;
Die Ueppigkeit war noch durch Armuth weggeschrecket,
Und Einfalt hielt vor uns manch feines Gift verdecket.

Staatl. Bibliothek Passau

Glückselig waren wir, eh', als durch öftern Sieg,
Bern über Habsburgs Schutt die Nachbarn überstieg,
Der Mauern engen Raum bewohnten große Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum Befehlen.
Es war ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz,
Bestechen war kein Kauf, Verrätherei kein Scherz.
Itzt sinken wir dahin, von langer Ruh' erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet,
Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb' und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah' dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.

Staatl. Bibliothek Passau

An Herrn Dr. Geßner.

Mein Geßner! die Natur erwacht,
Sie schwingt die holde Frühlingstracht
Um die nun lang' entblößten Glieder;
Wie, daß dann unser Sinn auch nicht
Des Unmuths öden Winter bricht?
Kömmt dann für uns kein Frühling wieder?

Sieh', wie die trunk'nen Auen blühn,
Die Wälder deckt ein schön'res Grün,
Als das, so sie im Herbst verloren;
Die dürrsten Anger werden bunt,
Ein jeder Busch hat seinen Mund,
Wir aber sind ohn' Aug' und Ohren.

Nein, lege deinen Unmuth ab;
Der macht sich aus der Welt ein Grab,
Der ihre Lust nicht will genießen:
Wär' unser Herz von Ekel leer,
So würde bald ein Wollustmeer
Aus jedem Hügel in uns fließen.

Des Pöbels niedriger Verstand,
Bemüht um eig'ne Plag' und Tand,
Mag ein zu edles Gut verachten;
Wie aber kann ein freier Geist,
Der aus des Wahns Gefängniß reißt,
In diesem Paradiese schmachten?

Zwar Alle sind wir ein Geschlecht,
Der Weise hat kein eigen Recht,
Sein Joch ist Jedem auferleget:
Das Schicksal kennt uns allzu wohl,
Es weiß, wo es uns treffen soll,
Wir müssen fühlen, wenn es schläget.

Wie thöricht kömmt mir Jener vor,
Der bei des Zeno buntem Thor
Verschwur die Menschheit und die Thränen;
Wie sehr er litt, so schrie er noch,
Die Schmerzen sind kein Uebel doch,
Und knirschte heimlich mit den Zähnen.

Doch wenn vom Loos der Sterblichkeit
Die Weisheit uns nicht ganz befreit,
Und auch ein Antonin erlieget;
So lobt man doch den Steuermann,
Wenn schon ein grimmiger Orkan
Zuweilen alle Kunst besieget.

Aus uns're eig'nen Thorheit quillt,
Warum man oft das Schicksal schilt,
Es zückt aus Huld uns seine Gaben;
Ein Jeder haßt sein eigen Loos,
Der Wahn macht falsche Güter groß,
Daß wir zum Weinen Ursach' haben.

Das Herz kann niemals müßig seyn,
Es wird bei ungewissem Schein
Nach seinem Glücke hingetrieben:
Wenn es nicht ächte Güter find't,
So läßt es sich, als wie ein Kind,
Ein Tand- und Tockenwerk belieben.

Wie bei der Lampen düstrem Brand
Uns jedes Glas scheint ein Demant,
Sehn wir bei'm Feuer der Begierden:
Die Weisheit gleicht dem Sonnenstrahl,
Sie zeigt der Dinge kleinstes Maal,
Und findet die verborg'nen Zierden.

Die Weisheit öffnet unsern Sinn,
Sie sieht in's inn're Wesen hin,
Und lehret aus Erkenntniß wählen;
Sie findet Lust und Ruh' zu Haus,
Und gräbt aus uns die Güter aus,
Die nimmer ekeln, nimmer fehlen.

Wie dem, der vom Olympus sieht,
Der Menschen Pracht in Nichts verflieht,
Und stolze Schlösser werden Hütten;
Die größten Heere scheinen ihm,
Als wenn, mit lächerlichem Grimm,
Um einen Halm Ameisen stritten.

So sieht in unzerstörter Ruh'
Ein Weiser auch den Menschen zu,
Und lacht der mühsamen Gebehrden,
Wenn ihr Geschwärm den Platz verengt,
Und sich um einen Tand verdrängt,
Worüber Keiner froh wird werden.

Wir fliehn vor uns in das Gewühl;
Der Welt Gelärme hat zum Ziel,
Uns nicht bei uns allein zu lassen;
Was thut ein Griech' an Multans Fluß?
Daß er sich selbst nicht sehen muß,
Und wenn er sich gekennet, hassen.

Wen einst der Wahrheit Liebe rührt,
Wird edlern Welten zugeführt,
Und sättigt sich mit Engel-Speise;
Im Nähern wächst der Wahrheit Zier,
Mit dem Genuß steigt die Begier,
Und der Besitz ist in der Reise.

Du! dessen Geist mit sich'rer Kraft
Den Umkreis mancher Wissenschaft
Mit einem freien Blick durchstrahlet,
Du hast, o Geßner! in der Brust
Ein gränzenloses Reich von Lust,
Das Silber weder schafft, noch zahlet.

Bald steigest du auf Newton's Pfad
In der Natur geheimen Rath,
Wohin dich deine Meßkunst leitet;
O Meßkunst, Zaum der Phantasie!
Wer dir will folgen, irret nie;
Wer ohne dich will gehn, der gleitet.

Bald suchst du in der Wunderuhr,
Dem Meisterstücke der Natur,
Bewegt von selbst gespannten Federn;
Du siehst des Herzens Unruh' gehn,
Du kennst ihr Eilen und ihr Stehn,
Und die Vernutzung an den Rädern.

Bald eilst du, wo die Parce droht,
Und scheinest in der nahen Noth,
Wie in dem Sturm Helenens Brüder:
Dein Anblick hebt die Schwachen auf,
Ihr Blut besänftigt seinen Lauf,
Mit dir kömmt auch die Hoffnung wieder.

Bald lockt dich Flora nach der Au',
Wo tausend Blumen stehn im Thau,
Die auf dein Auge buhlend warten;
Auch auf der Alpen kühner Höh'
Liegt für dich unter'm tiefen Schnee
Ein ungepflanzter Blumengarten.

Ich aber, dem zu höher'm Flug
Das Glück die Flügel niederschlug,
Will mich am niedern Pindus setzen;
Da irr' ich in dem grünen Wald
Um einen Ton, der richtig schallt
Und dich, o Geßner! kann ergötzen.

O könnt' ich mit dem starken Geist,
Den noch die Welt am Maro preis't,
Ein ewig Lied zur Nachwelt schreiben;
So solltest du und Stähelin
Bis zu den letzten Enkeln hin
Ein Muster wahrer Freunde bleiben.

Gedanken bei einer Begebenheit.

Vergnüge dich, mein Sinn, und laß dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf du warten sollt;
Das wahre Glück hat doch verschiedene Gestalten,
Und kleidet sich nicht nur in Gold.

Dein Geist wirkt ja noch frei in ungekränkten Gliedern,
Du hast noch Haus und Vaterland:
Worüber klagst du denn? nur Stolz schämt sich im Niedern,
Und Uebermuth im Mittelstand.

* * *

Was hülfe dir zuletzt der Umgang jener Weisen,
Die unerblaßt zum Tode gehn:
Sollst du Beständigkeit in fremdem Beispiel preisen,
In deinem dir entgegen stehn?

Nein, bettle, wer da will, des Glückes eitle Gaben,
Im Wunsche groß, klein im Genuß;
Von mir soll das Geschick nur diese Bitte haben:
Gleich fern von Noth und Ueberfluß.

Ueber den Ursprung des Uebels.

Erstes Buch.

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von steten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind,
In einem Busche still zu stehen.
Zu meinen Füßen lag ein ausgedehntes Land,
Durch seine Größ' umgränzet,
Worauf das Aug' kein Ende fand,
Als wo Jurassus es mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel decken grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmem Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durch's Land, in unterbroch'nen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier lieget Uechtlands Haupt in Fried' und Zuversicht,
In seinen nie erstieg'nen Wellen,
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh' und Ueberfluß,
Selbst unter'm braunen Stroh bemoos'ter Bauernhütten
Wird Freiheit hier gelitten,
Und nach der Müh' Genuß.
Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und blöckt;
Wenn dort der Rinder schwere Heerde
Sich auf den weichen Rasen streckt,
Und den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt,

Dort springt ein freies Pferd mit sorgenlosem Sinn
Durch neubewachs'ne Felder hin,
Woran es oft gepflüget;
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort in rothem Glanz halb nackte Buchen glühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beschattet;
Wo mancher helle Strahl auf seine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und in verschied'ner Dichtigkeit
Sich grüne Nacht mit goldnem Tage gattet.
Wie angenehm ist doch der Büsche Stille,
Wie angenehm ihr Widerhall:
Wenn sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
In Ruh' und unbesorgter Fülle,
Vereint in einen Freudenschall;
Und jenes Baches Fall,
Der schlängelnd durch den grünen Rasen
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelös't in Schnee= und Perlenblasen
Durch jähe Felsen rauschend stäubt.
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild,
Gleich einem diamant'nen Schild,
Da dort das Urbild selbst vor irdischem Gesichte
In einem Strahlenmeer sein flammend Haupt versteckt
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.
Dort streckt das Wetterhorn den nie beflog'nen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarb'nem Glanz
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Ja, Alles, was ich seh', des Himmels tiefe Höhen,
In deren lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt;
Die in der Luft erhab'nen weißen Seen,
Worauf durchsicht'ges Gold und flücht'ges Silber glimmt;
Ja, Alles, was ich seh', sind Gaben vom Geschicke:
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und Alles trägt des höchsten Gutes Spur.
Ich sann in sanfter Ruh' dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,
Die Ruh' der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriffe Reih' in schließender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,
Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:

Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,
Die man zum Kerker macht, worin sich Thoren plagen!
Wo mancher Mandewil des Guten Merkmal mißt,
Die Thaten Bosheit wirkt, und Fühlen Leiden ist.
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz uns'rer Noth beginnt sich aufzudecken,
Ich seh' die inn're Welt, sie ist der Hölle gleich;
Wo Qual und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?
Hier eilt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen
Von eingebild'ter Ruh' und allzu wahren Schmerzen,
Wo nagende Begier und falsche Hoffnung wallt
Zur ernsten Ewigkeit; im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und nie gefühlten Lebens
Schnappt ihr betrog'ner Geist nach ächtem Gut vergebens.
So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,
Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:

So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben,
Von Weh zu größer'm Weh, vom Kummer zum Verderben.
Nie mit sich selbst vergnügt, sucht Jeder außenher
Die Ruh', die Niemand ihm verschaffen kann, als er;
Getrieben vom Gespenst stets hungriger Begierden,
Sucht er in Arbeit Ruh', und Leichterung in Bürden:
Umsonst hält die Vernunft das schwache Steuer an,
Der Lüste wilde See spielt mit dem leichten Kahn,
Bis der auf seichtem Sand und jener an den Klippen
Ein untreu' Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer ist's, der einen Tag von tausenden erlebt,
Den nicht in seine Brust die Reu' mit Feuer gräbt?
Wo ist in selt'nem Stern ein Seliger geboren,
Bei dem der Schmerz sein Recht auf einen Tag verloren?
Was hilft's, daß Gott die Welt auf's angenehmste schmückt,
Wenn ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?
Aus unserm Herzen fließt des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufried'ner Sinn führt bei sich seine Hölle,
Noch selig, wäre noch der Tage kurze Zahl
Für uns zugleich das Maaß des Lebens und der Qual!
Ach, Gott und die Vernunft gibt Gründe größ'rer Schrecken,
Vor jenem Leben kann kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter spart:
Im Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von Allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,
Gepreßt von naher Qual, geschreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig sich, und hoffet keinen Tod.

Elende Sterbliche! zur Pein erschaff'ne Wesen,
O, daß Gott aus dem Nichts zum Seyn euch auserlesen!
O, daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit
Noch läg' im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille
Regiert der Welten Kreis dein unerforschter Wille,
Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelös't?
Dies weiß ich nur von dir: dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad' und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe;
Du Sonne, wirfest ja, mit gleichem Vatersinn,
Den holden Lebensstrahl auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach' und Haß sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Qual, noch Freud' an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fund.
Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hießest Wesen seyn, die du beglücken könntest,
Und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien dir noch seliger, sobald sie sich ergießt.
Wie daß, o Heiliger! du denn die Welt erwählet,
Die ewig sündiget, und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegen lief?

Doch wo gerath' ich hin? wo werd' ich hingerissen?
Gott fordert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen,
Sein Will' ist uns bekannt, er heißt die Laster fliehn,
Und nicht, warum sie sind, vergebens sich bemühn.
Indessen wenn ein Geist, der Gottes Wesen schändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet,

Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein
Lehrt schließen: wie die Welt, so muß der Schöpfer seyn;
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verleumdet seyn, und uns kein Eifer rühren?
Ist stummer Glauben g'nug, wenn Irrthum kämpft mit Witz,
Und ihm zu widersteh'n, erwarten wir den Blitz?
Nein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt;
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irrwisch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier.

O, daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
Daß dieses Himmmelskind den Kiel mir selber lenkte!
Daß ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beseelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt.

Zweites Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversiegend rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschied'ner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet;
Allein die Weisheit sprach für die Vollkommenheit,
Der Welten würdigste gewann die Wirklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschied'ner Zeug; die regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt, und schränkt ihn in Gestalt,
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebor'nen Sonnen;
Die Welten wälzten sich und zeichneten ihr G'leis,
Stets flüchtig, stets gesenkt, in dem befohl'nen Kreis.
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte;
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann;
Gott blies, und ein Begriff nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geisterwelt. Verschied'ne Macht und Ehre
Vertheilt, nach Stufen Art, die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung steh'n von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschied'nen Reih' von fühlenden Gemüthern
Vertheilte Gott den Trieb nach angemess'nen Gütern;

Der Art Vollkommenheit ward wie zum Ziel gesteckt,
Wohin der Geister Wunsch aus eig'nem Zuge zweckt.
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöffnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Waagschal' überschlägt,
Denn Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln;
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freiheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bei eig'nem Licht verlieret,
Daß der verbund'ne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Daß das Gewühl der Welt den schwachen Sinn beräuscht,
Und ein gemess'ner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund erseh'n, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Werth der Ewigkeit;
Des Aeußern Zauberglanz verdeckt die inn're Blöße,
Die stärk're Gegenwart erdrückt des Ferner'n Größe.
Wer ist's, der allemal der Neigung Stufe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst Alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dies Alles wohl und doch schuf er die Welt;
Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn Alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt,
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben;

Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme, ruh'n,
Sobald Gott Alles wirkt und wir Nichts selber thun.
D'rum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen;
Doch so, daß seine Hand der Welten Steu'r behielt
Und der Natur ihr Rad muß steh'n, wenn er befiehlt.

So kamen in die Welt die neuerschaff'nen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkomm'nen Meister;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb;
Ein jedes Einzle war in seiner Art vollkommen,
Dem war wohl mehr verlieh'n, doch Jenem nichts benommen.
Der einen Wesen ward vom Irdischen befreit,
Sie blieben näher Gott an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher, ihr himmlischen Naturen!
Von eurer Trefflichkeit sind in uns wenig Spuren;
Nur dieses wissen wir: daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz der Reih' der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir, bei trüber Dämm'rung Klarheit,
Nur durch fünf Oeffnungen den schwachen Strahl der Wahrheit;
Da ihr, bei vollem Tag, das heitere Gemüth
Durch tausend Pforten füllt und Alles an euch sieht.
Daß, wie das Licht für uns erst wird mit uns'ren Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu seh'n nicht taugen;
Und wie sich unser Aug' am Kleid der Dinge stößt,
Vor eurem scharfen Blick sich die Natur entblößt.

Vielleicht find't auch bei uns der Eindruck der Begriffe
Im allzuseichten Sinn nicht g'nug Gehalt und Tiefe,
Da bei euch alles haft't, und, sicher vor der Zeit,
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht, erneu't.
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwei Gedanken,
In euch der off'ne Sinn des Vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.

Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen,
Genug, der Engel Sinn war ausgerüst't zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott, als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,
War all' ihr Wunsch ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht
Im Himmel und im Nichts sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen;
Zweideutig Mittelding von Engel und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach! waren gut; der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwei unterschied'ne Triebe,
Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld.
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergess'nen Sinn nach der Vollkommenheit.

Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst und stört des Trägen Schlummer;
Sie zeiget uns, wie heut' für morgen sorgen muß
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie waffnet den Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge des Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;
Sie bahnete das Meer zur Beihülf' uns'res Reisens;
Sie fand des Feuers Quell im Zweikampf Stein' und Eisens;
Sie grub ein Erz hervor, das alle Thiere zwung;
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie spähte der Natur verborg'ne Eigenschaften;
Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O, daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind,
In eingebild'tem Glück ein wirklich Elend find't!

Viel edler ist der Trieb, der uns für And're rühret,
Vom Himmel kömmt sein Brand, der keinen Rauch gebieret;
Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab.

Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich und sammelt uns in Städte;
Sie öffnet unser Herz bei'm Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brod
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wenn ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott in so viel Noth uns gab zum letzten Trost;
Sie steckt die Fackeln an, bei deren holdem Scheinen,
Zu beider Seligkeit, zwei Seelen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besond'rer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für uns're Kinder lodert,
Sie macht die Müh' zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser Innerstes, sobald er spricht, umdreht.
Ja auch dem Himmel zu geh'n ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürd'gen zu
Und find't erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh'.

Noch weiter wollte Gott für uns're Schwachheit sorgen;
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht versehrt
Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch' alles Uebermaaß den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt' unvermerkt zum Grab;
Allein im weichen Mark der zarten Lebenssehnen
Wohnt ein geheimer Reiz, der zwar ein Brunn der Thränen,

Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind,
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhöhlen meint,
Uns zwingt zum Widerstand; er schließt die regen Nerven
Vor Frost und Salze zu, verflößet alle Schärfen
Durch Zufluß süßen Safts und kühlt gesalz'nes Blut
Durch Zwang vom heißen Durst mit Strömen dünner Fluth.
In allen Arten Noth, die uns're Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bitt're Trank, womit der Leib sich heilet.

Weit nöthiger liegt noch im Innersten von uns
Der Werke Richterin, der Probstein unser's Thuns;
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen;
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu
Und ihren Nachgeschmack, die bitt're Kost der Reu'.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden;
Sie macht uns selbst zur Höll' und wird doch nicht gemieden.

Verseh'n zu Sturm und See, in Allem wohl bestellt,
Betreten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug' unser's Glücks sind Allen gleich gemessen,
Jedweder hat sein Pfund und Niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maaß und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold, als Eisen,
Der Staaten schlechtester ist der von eitel Weisen;
Der eingetheilte Witz ist nirgends unfruchtbar
Und Jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.

Dort wirkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke;
Wenn hier ein nied'rer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,
Des Großen Unterhalt im heißen Feld erpflügt.
Hier sucht ein weiser Mann bei Nacht und stillem Oele
Des Körpers inn're Kraft, das Wesen seiner Seele;
Wenn dort mit schwäch'rem Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib sein Haus beherrscht und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Zierrath herrscht der Unterschied der Gaben,
Was Jedem nöthig ist, muß auch ein Jeder haben;
Kein Mensch verwildert so, dem eingebor'nes Licht
Nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitschigans beschneiten Ufern wohnen,
Und unter'm braunen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot.

Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, du Zeugin der Geschichte!
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zu nichte?
Wer war's, der wider Gott die Geister aufgebracht,
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?

* * *

Verschieden war der Fall verschied'ner Geisterorden;
Der einen Trefflichkeit ist ihr Verderben worden,
Die Kenntniß ihres Lichts gebar ihr Finsterniß,
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiß,
Und voll von ihrem Glanz, verdrüßlich aller Schranken,
Mißkennten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken;
Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eig'nen Würdigkeit;
Ihr Stolz fing an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den sie selbst der Wesen erste wären.
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts,
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald in's eig'ne Nichts;
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,
Der Liebe wahren Zweck verschwuren sie zu hassen,
Des höchsten Gut's Genuß war ewiglich verscherzt,
Der Sinn war mißvergnügt, des Urtheils Licht geschwärzt.
In ihrem Wesen selbst, worin sie sich verstiegen,
Fand sich kein inn'rer Quell von stetigem Vergnügen;

Den Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmuth ward zur Schmach,
Das Böse war gewählt, das Uebel folgte nach;
Bis daß Reu' ohne Buß', Verzweiflung an dem Heile
Und Mißgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Theile;
Da dort die treue Schaar, die niemals Gott verließ,
In seiner Gegenwart, der Geister Paradies
Und Tag fand ohne Nacht, da ewig hoch und steigend
Ihr Stand der Gottheit nah't, und keinen Ekel zeugend
In der Begierd' genießt und im Genuß begehrt,
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt.

* * *

Das Uebel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,
Fand wenig Widerstand bei Adams schwachen Kindern.
Ein steter Bilderkreis schwebt spielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin;
Bald hatte Lust und Zier das Ernstliche verdrungen,
Der Müh' und Tugend Bild schien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte sich an Ruh' und Lustbarkeit,
Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit.
Auch lockt der Leib zur Lust mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuß und Kenntniß der Empfindung.
Zudem, was endlich ist, kann nicht unfehlbar seyn,
Das Uebel schlich sich auch in uns durch Irrthum ein.
Der schwache Geist verlor der Neigungen Verwaltung,
Wie wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,
Die Triebe der Natur mißkennten Ziel und Maaß,
Bis das, was himmlisch war, sein hoh' Geschick vergaß.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,
Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bitt'ren Zwisten;

Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf.
Gewissen und Vernunft hemmt zwar des Uebels Lauf,
Doch ihr verhaßter Mund, voll unberedter Lehren,
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.

Wir alle sind verderbt, der allgemeine Gift
Ist beide Welten durch den Menschen nachgeschifft.
Gold, Ehr' und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet
Und Alles, was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:
Betrug mit falschem Blick, die Lust an And'rer Leid,
Verachtung fremden Werths, Verleumdung, Brut vom Neid,
Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst des Bauches,
Fruchtloser Müßiggang, der Hunger eitlen Rauches
Und so viel Seuchen mehr, von denen undurchwühlt
Kein Herz mehr übrig bleibt, das ächte Frucht erzielt.
Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer,
Die Kunst der Ehrbarkeit leiht Manchen ihren Schleier,
Wenn And'rer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erkor'ne Häßlichkeit die Augen trotzt und schreckt.
Geringer Unterschied, der auf der Haut nur lieget,
Nicht in das Inn're dringt und Niemand mehr betrüget,
Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag auf die Natur,
Der Quell fließt überall, der Auslauf ändert nur.
Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten;
Der Lappen ewig Eis, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reiz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laster aus, sie sind, wie wir, hinlässig,
Geil, eitel, geizig, träg', mißgünstig und gehässig,
Und was liegt denn daran bei einem bittern Zwist,
Ob Fischfett oder Gold des Zwiespalts Ursach' ist?

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke
Und beugt sein Engelsrecht zu eines Thier's Geschicke.
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt gibt,
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt.
Von Außen fließt kein Trost, wenn uns das Inn're quälet,
Uns ekelt der Genuß, sobald die Nothdurft fehlet;
Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil,
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Theil.
So bleibt der müde Geist bei falschen Gütern öde,
Der Ekel im Genuß entdeckt das inn're Blöde.
Nie froh vom Jetzigen, stets wechselnd, keinem treu,
Erfährt der Glücklichste, wie nichtig Alles sey.
Vergebens übertrifft das Schicksal uns're Bitten,
Die Welt hat Philipps Sohn und nicht die Ruh' erstritten;
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schließt seine Bahn,
Wo er zu enden meint, fängt er von Neuem an.

Doch auch das Schattenglück erfreut den Menschen selten,
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten;
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,
Die Einen werden groß von dem, was Andern fehlt;
Ein Sieger wird berühmt durch tausend And'rer Leichen,
Und ganzer Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen;
Der Schönen holdes Ja, die einem sich ergibt,
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.
Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter;
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder (wer ist nicht in einem Stück ein Kind?)
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind;

Bald dies, bald jenes siegt, und trotzet mit dem Balle,
Bei keinem bleibt die Lust, und der Verdruß drückt Alle.
Wir schwitzen, kümmern, fleh'n, verschwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreßt, ist endlich Keinem gut.

So find't man wahre Noth, wo man Vergnügen suchet,
Der Zepter wird so oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Zorn,
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eifersucht, bemüht nach eig'nem Leide,
Der Brand der Ungeduld, der theure Preis der Freude,
Der Liebe Folterbett, der leeren Stunden Last,
Flieh'n von der Hütten Stroh und herrschen im Palast.
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen,
Nicht Macht, noch Haß von Gott befreit von seinen Bissen;
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemahl
Und siehet, wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen,
Vor sich den off'nen Schlund voll unfehlbarer Strafen.

Der Leib, das Meisterstück der körperlichen Pracht,
Folgt seinem Gaste bald und fühlt des Uebels Macht.
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,
Die Unschuld noch zum Arzt und Einigkeit zum Schilde,
Dem Tode minder nah' und vielleicht frei davon,
Nahm er Theil an der Lust, und nimmt jetzt Theil am Lohn;
Die Zeit muß seit dem Fall ihr Sandglas jäher stürzen,
Die Mordsucht grub ein Erz, die kurze Frist zu kürzen,

Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft,
Und uns're Speise macht der Ueberfluß zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam uns'rer Säfte,
Der Wollust jäher Brand verschwend't des Leibes Kräfte,
Verwesend, abgenutzt und nur zum Leiden stark,
Eilt er zur alten Ruh' und sinket nach dem Sarg.

Der Geist von Allem fern, womit er sich bethöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret;
Nur geht mit ihm in's Reich der öden Dunkelheit
Ein unerträglich Bild der eig'nen Häßlichkeit.
Gold, Ehre, Wollust, Tand, wonach er sich gesehnet,
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,
Witz, Anseh'n, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,
Von Allem bleibt ihm nichts, als des Verlust's Gefühl.
Der Thaten Unterschied ist bei ihm umgedrehet,
Er haßt, was er geliebt, und ehrt, was er verschmähet,
Und brächte, könnt' es seyn, jedweden Augenblick,
Worin er sich versäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Find't nichts, das ihr Gefühl in dieser Wüste mindert;
Ihr fressend Feu'r durchgräbt das Inn're der Natur,
Und sucht im tiefsten Mark des Uebels mind'ste Spur.
Das Gute, das versäumt, das Böse, so begangen,
Die Mittel, die verscherzt, sind eitel Folterzangen,
Von steter Nachreu' heiß. Er leidet ohne Frist,
Weil er gepeiniget und auch der Henker ist.

* * *

O selig jene Schaar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem innern Ruf, der sie zum Heile schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten steckt.
Gesetzt, daß Welt und Hohn und Armuth sie mißhandeln,
Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,
Wenn dort, beim reinen Licht, ihr Geist sich selbst gefällt,
Das überwund'ne Leid zu seiner Wollust hält,
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
Sie Gott, das höchste Gut, in steter Nähe haben.

Indessen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm
Und unserm Glücke schuf, des Uebels Eigenthum:
In allen Arten ist das Loos des Guten kleiner,
Wo tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt einer,
Und für ein zeitlich Glück, das Keiner rein genießt,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh' beschließt.
O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen,
Wie kann mit deiner Huld sich uns're Qual vertragen?
Vergnügt, o Vater, dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erschöpft? ist dann die Allmacht schwach?
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
Wie ließest du nicht eh' ein ewig Unding währen?
Verborgen sind, o Gott, die Wege deiner Huld,
Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine Schuld.
Vielleicht, daß dermaleinst die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoss'nen Geist durch lange Qualen reinigt,
Und, nun dem Laster feind, durch dessen Frucht gelehrt,
Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt;
Daß Gott die späte Reu' sich endlich läßt gefallen,
Uns Alle zu sich zieht, und Alles wird in Allen.

Denn seine Güte nimmt, auch wenn sein Mund uns droht,
Noch Maaß, noch Schranken an, und hasset unsern Tod.
Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten;
Vielleicht ist uns're Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland!
Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,
Und dieser Punkt der Welt von mind'rer Trefflichkeit
Dient in dem großen All zu der Vollkommenheit;
Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile kennen,
Urtheilen auf ein Stück, das wir vom Abhang trennen.

Denn Gott hat uns geliebt, wem ist der Leib bewußt?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?
Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften,
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,
Wie jeder Theil für sich und auch für And're sorgt,
Das Herz vom Hirn den Geist, dies Blut von Jenem borgt;
Wie im bequemsten Raum sich Alles schicken müssen,
Wie aus dem ersten Zweck noch and're Nutzen fließen,
Der Kreislauf uns belebt, und auch vor Fäulung schützt,
Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst verschwitzt,
Und unser ganzer Bau ein stetes Muster scheinet
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet.
Soll Gott, der diesen Leib, der Maden Speis' und Wirth,
So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?
Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Elend setzen?

Nein, deine Huld, o Gott! ist allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar;
Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstoßen,
Im Kleinen ist er groß, unendlich groß im Großen.

Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht;
D'rum werde, was du willst, dein Wollen ist gerecht;
Noch Unrecht, noch Verseh'n kann vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad', an Weisheit ja vollkommen.
Wenn unser Geist gestärkt, dereinst dein Licht verträgt,
Und uns des Schicksals Buch sich vor die Augen legt;
Wenn du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden Alle dich, o Vater! recht verehren,
Und kundig deines Raths, den blinde Spötter schmäh'n,
In der Gerechtigkeit nur Gnad' und Weisheit seh'n.

Zur Vermählung

des Herrn

Isaac Steiger,

Herrn zu Almedingen, Schultheißen zu Bern.

Verschwieg'ne Saiten! stimmt euch wieder,
Kein Tag war mehr der Musen werth.
Belebt mit Tönen meine Lieder,
Von denen, die die Nachwelt hört.
Nichts Niedrig's hab' ich vorgenommen,
Nur Töne, die vom Herzen kommen,
Nur Töne, die zum Herzen gehn;
Beim edlen Vorwurf, den ich wähle,
Soll auch in der gemeinsten Seele
Der Ode hoher Geist entstehn.

Von dir, o Steiger! will ich wagen
Zu singen, was dein Volk jetzt spricht,
Was auch die Enkel sollen sagen,
Betrüget sonst mein Herz mich nicht.
O, könnt' ich dich, auf Pindar's Schwingen,
Der Ewigkeit entgegen bringen,

Wo wahrer Helden Namen sind!
Wie würde sich dein Uechtland freuen,
Wenn es dich in den ersten Reihen,
Bei Paulen und Valeren, find't.

Ich sage, wenn ich an dir merke,
Und sag' es unentfärbt von dir:
Der Klugheit nie vergeb'ne Stärke,
Der weisen Reden kurze Zier,
Die Freundlichkeit der holden Sitten,
Die auch der Freunde Herz erstritten,
Des Staates inn're Wissenschaft;
Auf deines Uechtlands erstem Sitze
Fehlt deinem Herzen, deinem Witze,
Noch jetzt ein Schauplatz ihrer Kraft.

Des Himmels Gunst, die selt'nen Seelen,
Freigebig setzet ihren Preis,
Ließ auch an dir kein Zeichen fehlen,
Woran man sie zu kennen weiß;
Sie hob aus niedriger'n Geschäften
Dich nach und nach mit sichtbar'n Kräften
Durch alle Stufen auf den Thron.
O, wahrlich edle Art der Würde!
Und einzig würdig der Begierde;
Sie ist der eig'nen Thaten Lohn.

Doch eines Staatsmanns äuß'rer Schimmer
Ist eine Pracht, die Kummer deckt:
Das Herz bleibt öd', und ruhet nimmer,
Wenn es nicht treue Freundschaft schmeckt.

Ein Herrscher opfert sich dem Staate.
Von seiner Müh' und wachem Rathe
Ist er allein, der nichts genießt;
Unselig! wenn nicht treue Liebe
Die Zuflucht seiner Seele bliebe,
Die Lust auf seine Sorgen gießt.

Du auch, der sein bemühtes Leben
Der Bürger Wohlfahrt hat geweiht,
Wirst uns nunmehr ein Beispiel geben
Von wohlverdienter Seligkeit.
Des Vaterlandes schwere Sorgen,
Die wachen Nächt' und frühen Morgen,
Sind Keinem so wie dir bewußt;
D'rum ist der Wille des Geschickes,
Daß du, o Vater unser's Glückes,
Auch endlich theilst mit uns'rer Lust.

Ein ungetadeltes Geblüte,
Das seine Ahnen nicht mehr zählt,
Ein Sinn, der Munterkeit und Güte,
Der Feu'r und Sittsamkeit vermählt,
Ein nur um dich bemühter Wille,
Ein Herz, das Huld und sanfte Stille,
Zu deiner Ruh'statt öffnen wird;
Die, welche deiner werth gewesen,
Hat dir der Himmel auserlesen;
Der sie für dich hat ausgeziert.

O selig! die ihr Glück verdienen,
Sie fürchten keinen Unbestand,
Der Himmel läßt ihr Alter grünen,
Und gönnt ihr Wohl dem Vaterland.
O, könntest du die Herzen sehen,
Die Kraft und Leben dir erflehen,
Der Waisen stumme Fröhlichkeit!
Die sind's, o Steiger! die den Segen
Auf dich seit vielen Jahren legen,
Der sich auf deinem Stamm verneut.

O, späte soll dein Aug' ermüden,
Vor dem Verfall und Unruh' fliehn!
Sieh Freiheit und den gold'nen Frieden
Noch unter unsern Kindern blühn!
So viel Verdienst, so manche Tugend,
Verdienet mehr als eine Jugend,
Verdient den Dank noch einer Zeit.
Dein Staat, dein Volk, die dich verehren,
Bewußt des Werths, den sie verlören,
Mißgönnen dich der Ewigkeit.

Zueignungsschrift

an den Herrn

Isaac Steiger,

Schultheißen zu Bern.

Der alten Schweizer tapfre Hand
Hat noch ein rauher Muth geführet,
Ihr Sinn war stark und ungezieret,
Und all' ihr Witz war nur Verstand.

Nicht, daß man uns verachten soll;
Der Freiheit Sitz und Reich auf Erden
Kann nicht an Geist unfruchtbar werden:
Wer frei darf denken, denket wohl.

Nein, ihr im Stahl erzog'ner Sinn
Fand keinen Reiz an mind'rer Ehre,
Vom Anblik ihrer furchtbar'n Heere
Floh Scherz und Muse schüchtern hin.

Jetzt, da der Sieg uns Frieden gibt,
Ist auch der Zierrath rühmlich worden;
Man pries sonst bloß ein sieghaft Morden,
Jetzt wird ein reiner Lob geliebt.

Du, dessen Scharfsinn nichts umschränkt,
Vor dem nichts Würd'ges liegt verborgen,
Hast oftmals, satt von höhern Sorgen,
Auch Dichtern einen Blick geschenkt.

Das alte Vorrecht uns'rer Kunst
Ist ja der Beifall großer Männer;
Je größ'rer Fürst, je größ'rer Kenner,
Das zeigt August's und Ammons Gunst.

Warum zeugt nicht dein glücklich Land
Wie große Häupter große Sänger?
Warum bleibt wahres Lob nicht länger,
Als was die Schmeichelei erfand?

Doch Männern deiner Trefflichkeit
Versagt der Himmel keine Kronen,
Er lohnt Mäcenen mit Maronen,
Und Tugend mit Unsterblichkeit.

Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finst're Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt;
Ihr hohlen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt,
Und den verlor'nen Strom in öde Sümpfe gießt;
Erstorbenes Gefild' und grausenvolle Gründe!
O, daß ich doch bei euch des Todes Farben fünde!
O, nährt mit kaltem Schau'r und schwarzem Gram mein Leid!
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!
Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn,
Mich dünkt, ich seh' sein Bild und höre seine Worte;
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts bei uns zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

* * *

Kein Strahl vom Künftigen verstörte seine Ruh',
Er sah dem Spiel der Welt noch heut' geschäftig zu;
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt,
Und Alles wird zu Nichts, was ihm so wirklich schien.
Die dicke Nacht der öden Geisterwelt
Umringt ihn jetzt mit schreckenvollen Schatten;
Und die Begier ist, was er noch behält
Von dem, was seine Sinnen hatten.

Und ich? bin ich von höher'm Orden?
Nein, ich bin, was er war, und werde, was er worden;
Mein Morgen ist vorbei, mein Mittag rückt mit Macht,
Und eh' der Abend kömmt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird versüßen,
Auf ewig mir die Augen schließen.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlich's Grab von Welten und von Zeit!
Beständ'ges Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit, wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt:
Ihr Trieb läuft ab, und eine zweite schlägt,
Du aber bleibst und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen,
Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang,
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwang,
Eh', als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du so weit als jetzt von deinem Quell entfernet.
Und wenn ein zweites Nichts wird diese Welt begraben,
Wenn von dem Alles selbst nichts bleibet, als die Stelle,
Wenn mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben:
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut'.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welten hin,
Und wenn ich auf der Mark des Endlichen nun bin,

Und von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich tilge sie, und du liegst ganz vor mir.

* * *

O Gott! du bist allein des alles Grund!
Du Sonne, bist das Maaß der ungemess'nen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft und stetem Mittag stehen,
Du gingest niemals auf, und wirst nicht untergehen,
Ein einzig Jetzt in dir ist Ewigkeit.
Ja, könnten nur bei dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald mit aufgesperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfchen Wasser trinken.

* * *

Vollkommenheit der Größe!
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt,
Die Welt ist selbst ein Punkt, wenn ich an dir sie messe.

Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird in's Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum,
Wie hofft er denn, den deinen auszuwähren?

* * *

Ich ward nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wollte;
Ein Etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Mensch schon heißen sollte.
Die schöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloß ein Fell, mein Aug' ein Staar,
Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Wissen war: Schmerz, Hunger und die Binden.

Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen,
Und von des Mehles weißem Saft;
Ein inn'rer Trieb fing an die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen,
Die Füße lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge beugte sich zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die, von der Wärme dreist,

Halb Würmer sind und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding als fremde Wunder an;
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief und ward ein Mann!

Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der sorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil' ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh'!

Ueber Marianens anscheinende Besserung.

Ich sah mit tifgerührtem Herzen
Der Mariane nahen Tod,
Und las in jedem Blick mehr Schmerzen,
In jedem Athemzug mehr Noth.

Ich netzte die geliebte Brust
Mit meinen abgehärmten Wangen,
Und hielt mit Angst und zagendem Verlangen
Von dem annahenden Verlust
Den holden Leib umfangen.

* * *

Zuletzt wandt' ich mit einem Blicke,
Worin mit der Verzweifelung
Noch etwas matte Hoffnung rung,
Mich nach dem strafenden Geschicke.

* * *

Muß ich sie missen, die ich liebe,
Und neben der ich nichts geliebt?
Was hätt' ich, wenn sie mir nicht bliebe?
Straft denn der Himmel auch die Triebe,
Die er uns selbst befiehlt und gibt?

Ist keine Kraft in wahren Thränen?
Dringt denn mein Seufzen nicht zu dir?
Herr! deine Weisheit schilt mein Sehnen;
Du willst mich von der Welt entwöhnen!
Sie war mir nur noch werth in ihr.

Herr! was du willst, das soll geschehen,
Auch weinend ehr' ich deinen Rath;
Doch hört dein Will' auf unser Flehen,
So laß auch mich die Gnade sehen,
Die oft ein reines Herz erbat.

Aufrichtig Flehen wird erhöret:
Ich sprach, und durch den dunkeln Sinn
Fuhr auch zugleich ein Strahl von neuer Hoffnung hin;
Die Fluthen Angst, die sich in mir empöret,
Vertobten nach und nach;
Ein inn'res Wort, ein höh'rer Tröster sprach
Zu dem von Angst und tiefen Schmerzen
Schon lang' gepreßten Herzen:

Wer thut, und trägt, was Gott gebeut,
Aus Gottes Willen macht den seinen,
Und küßt die Hand, die Strafe dräut,
Wird danken, wo er meint zu weinen.

Es kam der Mann, den Gott erwählte,
Ein Werkzeug seiner Huld zu seyn;
Er sah, was die Geliebte quälte,
Mit unbetrog'ner Scharfsicht ein.
Gleich legte sich der Brand, der in den Adern glühte,
Das heimlich starke Gift, verjagt aus dem Geblüte,
Wich minder edlen Stellen zu;
Ihr Herz fand Kraft, die Augen Ruh'.
Ein frischer Trieb fuhr in die matten Glieder,
Sie sah das fast verlass'ne Licht
Mit halb verblendetem Gesicht,
Die Welt und mich erkannte sie nun wieder.

Vater! es hat deine Gnade
Mit der Menschen Fleh'n Geduld;
Aber gib, daß deine Huld
Nicht mehr Schulden auf uns lade.
Laß ihr Leben, dein Geschenke,
Fruchtbar seyn an Dank und Treu';
Gib, daß es mich nie erfreu',
Daß ich nicht an dich gedenke.

Trauer=Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane.

Soll ich von dem Tode singen?
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir empfunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzu wohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird im Ausdruck meiner Liebe
Mir etwas meines Glückes neu,
Als wenn von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild uns'rer Treu'.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wenn es sein Leid nicht fassen kann.

Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt an Trauerbildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh' dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe!
Wie ängstlich warst du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt.
Das Haus hier, wo ich dich verloren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder — ach, mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wenn sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh' ich hin? ach, gern zu dir.

O, soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah', als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der Deinen?
Du ließest sie und wähltest mich.

Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? — in dein Grab.

Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging;
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelass'ner Wehmuth stritt;
Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung lös't mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu seyn;
Du mied'st den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.

Dein Herz hing ganz an meinem Herze,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst bei meinem kleinsten Schmerze,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog,
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Glück noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz,
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Lust und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben gibet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müßte? —
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wenn schon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.

Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stete Schuld.

Im dicksten Wald bei finstern Buchen,
Wo Niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo Niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wenn ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wenn du mich umfingest;
Wie freudig, wenn ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen
Der Seele neuentbund'ne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Leid und ein Gebet für mich.

Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf,
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark und doch nicht g'nug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden!
Nun dich ein himmlisch Licht umgibt,
Mich überfällt ein brünst'ges Hoffen,
O, sprich zu meinem Wunsch nicht Nein!
O, halt' die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu seyn.

Ueber eben Dieselbe.

Geliebte! wenn jetzt solch ein Name
Nicht zu vermessen ist von mir,
Ich weiß, daß nichts von Leid und Grame
Mehr Wege finden kann zu dir;
Doch, wenn vom Licht der wahren Sonne
Noch Strahlen fallen niederwärts,
So wirf auch du vom Sitz der Wonne
Ein Aug' auf deines Haller's Herz.

Dich heißet mich die Welt vergessen!
Dich tadelt man in meiner Brust!
Mein Herz, ein Herz, das dich besessen,
Soll offen seyn für andre Lust.
Ja, dich und mich schmäht der zusammen,
Der mein Betrübniß unterbricht,
O, kennt' er selber reine Flammen,
Er schölte meine Thränen nicht.

Doch Wen'ge kennen wahre Liebe,
Die Anmuth zeugt und Tugend weiht;
Sie ist kein Freibrief wilder Triebe,
Nicht eine Magd der Ueppigkeit.

Dein Lieben war: mein Leid ergötzen
Mit heimlich sorgender Geduld;
Mein Lieben war: mich selig schätzen,
Belohnung suchen deiner Huld.

Ihr holden Jahre, die wir Beide
Einander, ach! so kurz gemacht,
O, hätt' ich nur, was wir im Leide
Bei manchem Sturme hingebracht.
Wir suchten Ruh' in zärter'm Scherzen,
Wie Tauben, die ein Wetter fliehn,
Und fanden Lust selbst in den Schmerzen,
Weil uns're Treu' nie heller schien.

O Bern! o Vaterland! o Worte
Voll reger Wehmuth, banger Lust!
O zärtlich Bild geliebter Orte,
Voll wunder Spuren in der Brust!
O, bleibt bei mir, erneut die Stunden,
Da sie die Hand mir zitternd gab!
Wo seyd ihr? ach, ihr seyd verschwunden!
Ich bin allein, sie deckt ein Grab.

Ein Grab? in deinen schönen Tagen?
Du Rose, frisch vom reinsten Blut.
Ach ja, dort ward sie hingetragen,
Hier ist der Tempel, wo sie ruht,

Der Stein, den ich beschrieben habe —
O, wie ist's hier so öd' und still!
O, hier ist's, wo in ihrem Grabe
Ich meine Schmerzen enden will.

Ja, fern von Allen, die uns lieben,
Die Blut und Freundschaft uns verband,
Hier, wo mir nichts als du geblieben,
Hier ist mein letztes Vaterland.
Hier, wo kein Freund wird um mich weinen,
Wo nichts ist mein, als deine Gruft,
Hier steht mein Grabmal bei dem deinen,
Wohin mich mein Verhängniß ruft.

O, daß ich doch dich lieben mußte!
Wie glücklich warst du ohne mich!
Dein Muth, der nichts von Sorgen wußte,
Sah nichts als Lust und Scherz um dich,
Du warst vergnügt, gesucht bei Allen,
Mit Tugend, Zierd' und Gut geschmückt.
O, hätt' ich niemals dir gefallen!
Wär' ich nur arm, und du beglückt!

Doch nein! ich kann mein Glück nicht hassen,
Und deine Huld verdient nicht Reu';
Gott hat dich mir aus Wahl gelassen,
Er liebet uns mit weiser Treu';

Gott ist's, der dich der Welt genommen,
Der mich vielleicht dir schaden sah;
Der mich den gleichen Weg heißt kommen;
O, sey er rauh, ist er nur nah'!

O Wonne! flammendes Entzücken!
O Freude, die die Zungen bind't!
O, Thränen nur! dich auszudrücken!
Gefühl, das keine Worte find't!
O, dort ist sie im sel'gen Heere!
Beim Stuhl des Lamms, am Lebensfluß!
Ach! daß mein Leib verweset wäre,
Der mich von ihr noch trennen muß!

Ueber das Einweihungsfest der Göttingischen hohen Schule.

Was reget sich in meinem Busen?
Ist es Verwund'rung? ist es Lust?
Gelinde Triebe stiller Musen
Fühl' ich euch nicht in meiner Brust?
Nicht der Trompeten wildes Blasen,
Nicht eines Sieges schändlich's Rasen,
Ein Glück, das Tausend' elend macht;
Nein, mich rührt eine reine Wonne,
Ein Tag, so neidlos als die Sonne,
An Wohlthun reicher, als an Pracht.

Was seh' ich? eine sanfte Klarheit,
Ein düst'res Land wird hell davon.
O Himmelskind! du bist die Wahrheit,
Die Segensspur verräth dich schon;
Dein starker Strahl zerstreut die Schatten
Die Zeit und Wahn befestigt hatten,
Die Seelen selber machst du neu.
O Schönheit, für den Geist gezieret!
Wen einst dein zwingend Licht gerühret,
Bleibt keinem mindern Gute treu.

Wer ist die Schaar, die dich begleitet?
Auf die dein Blick mit Vorzug fällt;
Ein Weg von Strahlen, der sie leitet,
Bind't an den Himmel uns're Welt.
Der keusche Reiz von ihren Zügen,
Ihr lehrend Spiel, ihr still Vergnügen —
O Musen, eilt nicht von uns hin!
Liebt diesen Sitz, den man euch bauet,
Zeigt euch, wie euch Athen geschauet,
Und ward der Erde Lehrerin.

Sie stehn; die eine sucht die Stille,
Und ihrer Saiten holde Kraft;
Sie spielt, und der bezwung'ne Wille
Verlernt die Wuth der Leidenschaft.
Die kluge Zeugin der Geschichte
Zeigt unserm sonst zu kurzen Lichte
Im Vorigen das Künftige;
Mit ernster Kraft, im letzten Fernen,
Sucht jene jenseits allen Sternen
Der Gottheit unerschöpfte See.

Mir schwindelt; wo sind Zeit und Gränzen,
Die Nachwelt kömmt und preis't dieß Fest;
Ich seh' ein Licht den Enkeln glänzen,
Dem dieser Tag den Schein verläßt.
Ein Geist, noch unreif zu dem Wesen,
Wird heut' zur Größe schon erlesen,

Verknüpft in dieses Tages Riß.
So lagen in Athens Beginnen
Des späten Plato starke Sinnen
Verborgen, aber doch gewiß.

So ist's, da blüht der Musen Ehre,
Wo man der Weisheit Würde schätzt;
Wo wird mehr Werth auf ächte Lehre,
Auf Trefflichkeit mehr Preis gesetzt?
Die Mutter rühmlicher Exempel,
Belohnung, sichert diesen Tempel
Vor feiger Armuth Sklaverei;
Erhab'ner Seelen theure Morgen,
Zu edel für gemeine Sorgen,
Stehn hier zum Dienst der Wahrheit frei.

Wer aber ist's, der euch beschützet?
Ihr Musen, zeigt's der Nachwelt an,
Sagt, wenn der Marmor schon vernützet,
Das, was ihr seht, hat er gethan.
O Fürsten! unter Millionen
Kies't Gott sich einen aus zu Kronen
Und zählt ihm aller Schicksal ein;
O lernt am Beispiel, das ihr schauet,
Gott hat ihm seine Macht vertrauet,
Ein Werkzeug seiner Huld zu seyn.

Schweigt, Musen, aber von den Britten,
Der Helden würdigstem Gebiet,
Sagt nicht, wie kühn der Löw' gestritten,
Mengt keine Welfen in sein Lied.
Zu oft malt ein gemeiner Dichter
An seinem Helden Nebenlichter,
Und schwächt sein Lob mit fremdem Ruhm;
Lehrt ihr die Menschen tiefer sehen:
Georgens Thron ist Gottes Lehen,
Und der Gebrauch sein Eigenthum.

Er ist's, dem so viel Völker danken,
Daß Frieden ihre Staaten schützt;
Der mit gerechter Klugheit Schranken
Die Herrschsucht hemmt und Schwache stützt.
Ihn waffnet Macht und Muth zum Kriege,
Doch liebt er Frieden mehr als Siege,
Mehr unser Glück als fremdes Land.
Er ist's, der nie aus Ehrfurcht kämpfet,
Und was ein Held am letzten dämpfet,
Zu theuren Nachruhm überwand.

Sein Geist dringt durch mit sich'rer Stärke,
Wo er gemeine Wohlfahrt find't;
Aus Güte liebt er große Werke
Und Wunder, wenn sie heilsam sind.
Ein Fluß fiel tobend in die Thäler,
Weil die Natur der Erde Fehler

Zu weiser Fürsten Uebung ließ;
Er sprach, und Berge wurden Tiefen,
Und die gezähmten Wellen liefen
Durch Klippen, die er weichen hieß.

Ja, weiter als die Welt der Alten,
Wirft er den segensreichen Blick,
Und, würdig beide zu verwalten,
Macht er noch einer Erde Glück;
Ein wildes Volk lernt Tugend nennen,
Und beſſ're Sitten Würde kennen,
Ein jeder Wald wird eine Stadt;
Es eilt, beglückt und gut zu werden,
Und preiſ't das Glück der andern Erden,
Die dich, o Vater! bei sich hat.

Doch, Herr! im göttlichen Gemüthe,
Das für so viele Staaten wacht,
Ist auch für scheue Musen Güte,
Du hast den Tag uns groß gemacht.
Die Völker an der sanften Leine
Sehn heut' ein Fest von selt'nem Scheine,
Das Keiner sah, noch mehr wird sehn;
Und Jeder wünscht zu deinem Leben
Von seinen Jahren zuzugeben,
Dich seinen Kindern zu erflehn.

O Musen! wer kann würdig singen?
Ehrt selbst den Stifter eurer Ruh'.
Legt einem Geist des Maro Schwingen
Zu meiner Treu' und Eifer zu:
Noch rühmt auf den gelinden Saiten
Melpomene die stillen Zeiten,
Wo man den Held als Vater sieht.
Bald aber füllt, gereizt zum Kriegen,
George Land und See mit Siegen;
Calliope! dein ist dies Lied.

An Herrn Gerlach Adolph v. Münchhausen.

Nimm, Herr! mit der gewohnten Huld
Dieß Opfer deiner Söhne,
Die Treu', die uns beseelt, begehrt von dir Geduld,
Und deckt die Fehler uns'rer Töne.
Es ist ein Lied, durch keinen Witz geschwächt,
Und ohne Sorge schlecht.
O, sieh' in uns gerührter Herzen Regung,
Die, überschwemmt mit wallender Bewegung,
In ungesuchte Worte bricht;
Das wagt ein Schmeichler nicht.

Wahrheit hat ein redend Leben,
Dessen Kraft kein Witz ersann;
Was das Herz hat eingegeben,
Hat kein Heuchler nachgethan;
Künstler lernen schmeichelnd malen,
Doch die Schönheit selbst hat Strahlen,
Die die Kunst nicht schaffen kann.

O, daß du niemals angehört,
Was Freunde, die sich nichts verhehlen,
Wo Niemand ihre Freiheit stört,
Von dir mit wahrem Ruhm erzählen.

Er hat's vollbracht, sie steht, Georg Auguste,
Und was dem Neid unmöglich heißen mußte,
Sie blüht und ist schon groß.
Ein einsam Volk, in öder Ruh' erzogen,
Wird jetzt der Reinlichkeit, ja selbst der Zier gewogen,
Und öffnet fremdem Witz den ungewohnten Schoos.
Die Handlung streut aus arbeitsamen Händen
Bequemlichkeit und Reichthum aus;
Die Ordnung zieht die Stadt aus ihrem Graus,
Und selbst des Ekels Klagen enden;
Der Lehrstuhl ist besetzt, und eine munt're Jugend
Lernt mit der Weisheit auch die Tugend.

Wunder von bemühter Güte,
Muster von der Tugend Kraft!
Da ein einziges Gemüthe
Ganzer Länder Wohlstand schafft;
Was wir an Augusten loben,
Alles ist dein Eigenthum,
Aus dem Staub durch dich erhoben,
Wächst sie und mit ihr dein Ruhm.

Ja, deiner Klugheit muß sich endlich Alle fügen,
Was Verhängniß dir zur Prüfung vorgelegt;

Und deiner Tugend gönnt der Himmel das Vergnügen,
Daß, was du pflanztest, jetzt schon frühe Früchte trägt.
Die wohlgewog'ne Wahl der Lehrer aller Orden,
Erkiest auch manchem Volk aus jeder Wissenschaft,
Und denen, blos durch deiner Güte Kraft,
Ein unberühmtes Land zum Vaterland geworden;
Die selbst dem Haß zu starke Huld;
Die Großmuth ungehoffter Gaben,
Die auch die Bitte nicht gekostet haben;
Dein unermüdlich Aug', an tausend Orten wach,
Für nichts zu stolz, für nichts zu schwach,
Sind es, die durch ein Meer von Hinderungen,
Georg Augustens Glück errungen.
Das Elend weicht getrost von deinem Angesichte!
Du bist gerecht, doch gnädig selbst der Schuld;
Du bist gelehrt, und gütig minderm Lichte;
Bemüht, und voll von freudiger Geduld,
Und Tugenden, die sonst sich hassen,
Beredt, die Frömmigkeit in dir sich zu umfassen.
Bescheidenster, du hörest uns nicht gern,
Und wehrest deinem Ruhm, sich dir zu zeigen;
Doch Werke reden, wenn wir schweigen;
Wir sagten Mehres, wärst du fern!

Eitle Ruhmsucht mag sich schämen,
Unverdientes Lob zu nehmen,
Das den innern Unwerth schilt;
Tugend darf ihr Lob wohl hören,
Will die Demuth gleich es stören,
Ist es doch ihr wahres Bild.

O, sieh ein unerkäuflich Lob,
Der Helden höchsten Preis, die wahrer Werth erhob;
Von den gedrung'nen Schaaren,
Die um dein Antlitz heut' so ämsig waren,
Ist nicht ein Herz, das nicht dir gleiche Namen gibt,
Ist Niemand, der dich nicht sich selbst zu Liebe liebt,
Kein Mensch, dem nicht dein Ruhm so werth als seiner ist,
Nicht einer, der dich nicht so groß wünscht, als du bist.

* * *

Herr! so viele tausend Seelen
Haben einen Wunsch für dich,
Uns're treuen Sorgen zählen
Jeden Tag, der dir entwich:
O, mach' einst das Glück der Kinder,
Die dich heut' noch angelacht;
Und ihr Zeiten eilt gelinder,
Die Er einzig golden macht.

Auf das Absterben der Mariane

von

Johann Jacob Bodmer.

Du, dem die kalte Hand des Todes die entrissen,
Die dir die Eitelkeit gewohnt war zu versüßen,
Wenn sie mit einem Blick dich in die Arme schloß,
Der von Holdseligkeit und Inbrunst überfloß;
Erzähle mir, wie ist's nun um dein Herz beschaffen,
Empfindest du darin des Schmerzes starke Waffen,
Der in dem tiefsten Mark, mit Haken ausgespitzt,
Dir an dem Leben nagt und unbeweglich sitzt.
Sag', ob dein starker Geist, der aus dem Kerker steiget,
Worin ein schlechter Mensch sich nach der Erde neiget,
Des Kummers Meister wird, der blöde Leut' ergreift,
Ob er in fernem Wohl das neue Leid ersäuft?
Wenn er mit voller Kraft sich in die Tief' erhebet,
Die über unserm Haupt im dunkeln Schicksal schwebet,

Und dann den sel'gen Schluß an seinem End' erwiegt,
An welchem die schon steht, die hier im Grabe liegt.
Sag', ob der Zauberton von wohlgesetzten Füßen,
Wenn Anmuth und Verstand in deinen Versen fließen,
Die Trauerbilder bannt, und wunderbar an Kraft
Ein angenehm'res Bild zu deinem Trost erschafft;
Nein, Weiser und Poet muß vor dem Menschen weichen,
Die menschliche Natur bricht bei so schweren Streichen
Mit aller Macht hervor. Fühlt aber nun dein Herz
So stark als meines fühlt, wie stechend ist dein Schmerz?
Als mein geliebter Sohn, in dessen geistvoll Leben
Mein Geist gewebet war, den Athem aufgegeben,
Hilf Gott! wie ward mein Herz an Wünschen ausgeleert,
Wie fand ich nichts mehr lieb- und nichts mehr hoffenswerth!
Und wären dazumal die hellgestirnten Ballen,
Vom innern Zuge frei, in's Chaos hingefallen,
Sie hätt' ich ohne Reu' gesehen untergehn,
Und die Natur vermischt sich in den Klumpen dreh'n;
Ich hätt' in meinen Fall die ganze Welt gezogen;
So sehr war die Vernunft vom Leiden überwogen!
Jetzt hat die Zeit zweimal den Tag zurückgebracht,
Der mir die gold'ne Thür zur Freude zugemacht;
Die Freude, die man jetzt an mir zu sehen meinet,
Kömmt durch die Hinterthür und ist nicht, was sie scheinet;
Sie sitzt nur auf der Haut. Wenn oft durch mein Gesicht
Ein von den Fröhlichen erborgtes Wesen bricht,
So strafet mich mein Herz der zu willfähr'gen Lügen;
Ich zwinge mich umsonst, die Regung zu betrügen,
Ich muß bei Seite geh'n, fängt sie zu wallen an,
Nach einem stillen Ort, allwo ich weinen kann.

Noch jüngstens, als ein Schwarm Glückredender gekommen,
Ich wäre zu dem Rath der Bürger aufgenommen,
Nahm zwar der Freude Schmuck die äußern Glieder ein,
Die alle, nur nicht mich, betrog der frohe Schein,
Inwendig schlug der Zwang auf mich mit schweren Streichen;
Ich mußte schnellen Schritt's in's Nebenzimmer weichen;
Die Schleußen brachen ein und ließen Thränen aus.
In der geheimen Nacht, in meinem öden Haus,
Pflegt mein einsamer Mund die Hörer zu betrügen,
Und läßt mit leisem Ton die tiefen Klagen fliegen.

Bin ich so fern von dir in diesem unter'n Land,
Des Uebels Vaterstadt, mein Sohn, dir noch bekannt;
Und hat die bess're Schaar in den gestirnten Bogen,
Mit welcher du jetzt lebst, dir mich noch nicht entzogen,
Und hat dein jetz'ges Wohl nicht plötzlich alles Leid,
Das hier die Menschen plagt, vor deinem Blick zerstreut;
Wie kannst du ohne Gram mich Leidenden betrachten,
Und warum lässest du mich ohne Trostwort schmachten?
Wie kömmt es, daß du nicht zu mir herunter steigst,
Und dich mir in dem Glanz, der dich umfasset, zeigst;
Daß du nicht kommest, mir von Stück zu Stück zu sagen,]
Was für Veränderung mit dir sich zugetragen,
Seitdem du voller Eil' den Körper abgelegt,
Worin der inn're Geist sich unbehülflich regt;
Was für ein helles Licht darinnen aufgegangen,
Was du zur Wissenschaft für neue Hülf' empfangen,
In mehr als einer Welt die Schöpfung auszuspähn;
Die Räder der Natur im Innern einzusehn;

Nach welchem ew'gen Trieb die lichtgestirnten Ballen
In dem bestimmten G'leis und sonder Anstoß wallen;
In welchen schönen Platz du eingezogen bist,
Was dort für ein Geschlecht, mit was für Sitten ist;
Wie seltsam an Gestalt, was ihr für herrlich achtet,
Was ihr bereits besitzt, wornach ihr ferner trachtet;
Wenn dir der Dinge Reich sich völliger entdeckt,
Was für ein Trost für mich in Zukunft drinnen steckt;
Ob ich die Süßigkeit noch einmal soll genießen,
Wovon mein irdisch Herz mir schien zu überfließen,
Wenn ich dich küssend lacht', und wenn dein Angesicht,
Dein helles Augenpaar auf meines sich gericht't?
Mein Sohn, erzähle mir von diesen fremden Dingen,
Wenn's dir erlaubet ist, sie an den Tag zu bringen,
Wenn sie der Schöpfer nicht mit Fleiß zurücke hält;
Erzähl' es, wenn das Thun der ungeseh'nen Welt,
Wenn himmlische Begriff' in körperlichen Bildern
Und in der Menschen Mund sich deutlich lassen schildern;
Ich hätte gleichfalls dir die kleine Wissenschaft,
Die Witz, Erfahrung, Glück den Sterblichen verschafft,
Die Frucht der späten Welt, so weit sie reicht, erkläret,
Wenn du nicht vor der Zeit von hier zurückgekehret,
Eh' dein Verstandesaug' noch ungeblend't und scharf,
Auf jeden Gegenstand bestimmte Blicke warf.
Wie könntest du mir jetzt das kund zu thun versagen,
Was ich aus Neugier mich erkühne dich zu fragen,
Der Vorwitz, der mich treibt, ist ohne Schuld und rein,
Und deines Vaters Ruh' kömmt damit überein;
Denn ich genösse so dein viel gebessert Leben;
Mein Schmerze würde sich dadurch zufrieden geben.
Allein du hast gewiß in deiner höhern Sphär'
Ein lieblicher Geschäft, und denkest mein nicht mehr.

Dergleichen Klage führt der Kummer, der sich liebet,
Ob der Verstand gleich sieht, daß sie ein Wind zerstiebet;
Wohl dir, o Haller! wohl, wenn dein gestählter Muth
Dem Leid mehr Widerstand, als meine Schwachheit thut!
Wenn aber auch dein Herz die Menschlichkeit empfindet,
So höre meinen Rath, den die Erfahrung findet:
Flieh' den unsel'gen Ort, an dessen düster'm Rand
Der unwillkomm'ne Tod dein Liebst= und Bestes fand:
Wo du der Augen Feu'r sahst nach und nach verbleichen,
Wo du die Lippen sahst sich dir zuletzte reichen,
Sahst, wie ihr Aug' auf dich den letzten Blick gethan,
Flieh' eilends diesen Ort, es hängt noch jetzt daran
Ein dunkelbrauner Schwarm von trauerreichen Bildern,
Die drohen sich von da in dein Gehirn zu schildern;
Sie flattern über dir in der einöden Nacht,
Und lassen dich auch nicht, wenn schon der Tag erwacht.
Flieh' nach dem stillen Grund, wo zwischen glatten Buchen
Dein Liebstes erstlich kam, dich einsam zu besuchen;
Wo sie mit blödem Aug' auf alle Seiten sah,
Aus Furcht, es wär' ein Zeug' euch Zweien allzunah';
Wo ihr verwirrter Blick dasselbe dir versagte,
Was ihr doch in'sgeheim so sehr als dir behagte.
Die Bilder sitzen noch auf der beblümten Flur,
Doch sichtbar dir allein, und führen noch die Spur
Von ihrem holden Mund und wohlbered'ten Wangen;
Auf ewig, ewig sind die Sachen selbst vergangen.
Bewegt dich aber nicht die Sorg' um deine Ruh',
So neige dein Gehör dem Vaterlande zu.
Dort, wo die Aar zurück nach ihrem Ursprung fließet,
Und Berchtolds beste Stadt mit ihrem Arm umschließet,
Die sie nicht gern verläßt flieht oft bei stiller Nacht

Des Landes Schutzgott hin, der für ihr Wohlseyn wacht;
Mit heiserm, hohlen Ton, der an den Strand gebrochen,
Hat der vor kurzer Zeit die Worte laut gesprochen,
Die ein Poet gehört und aufgeschrieben hat:

Die Hoffnung nährte mich, rief er, geliebte Stadt,
Es würde Haller noch die Kunst geschickt zu singen,
Den zierlichen Geschmack, an unser Ufer bringen,
Die Barbarei würd' ihn und seine Muse flieh'n,
Und durch ihn aufgestützt die schöne Sprache blühn;
Die Thaten würden nicht mit ihren Helden sterben,
Des Staats erhab'ner Geist im Ausdruck nicht verderben,
Und Steiger, dem die Zeit zum Zeugen Hallern schenkt,
Nicht in die dunkle Nacht zu Biderb eingesenkt.
Allein ich war umsonst bemüht, ihn zu erziehn,
Weil er genöthigt wird, zu fremdem Volk zu fliehn.
Was für ein böser Stern trieb ihn aus Zährings Bern,
Für einen freien Stand zu preisen einen Herrn,
Was macht ihn mehr der Lein', als seiner Aar, gewogen,
Was hat den großen Geist so stark, so tief gebogen?
War sein viel denkendes, beladenes Gedicht
Für meinen Kopf zu schwer und schmeckte mir es nicht?
Hat Armuth oder Neid den Willen mir gebunden,
Daß er nicht Ruh' und Schutz in meinem Schooß gefunden,
Der Himmel woll' es nicht! mein bergig hartes Land
Verdrückt mir nicht so gar den denkenden Verstand,
Daß Haller's starker Geist ihn nicht mit seinem Leben
Aus seinem trägen Stand vermöchte zu erheben.

Auch fehlt's in meinem Schatz an allem diesen nicht,
Was einer Muse Ruh' und Ueberfluß verspricht;
Mein Volk ist auch nicht faul, Verdienst und Kunst zu loben,
Und er ist über Neid und Mißgunst hoch erhoben.
Warum denn hol' ich nicht des Landes wahre Zier
In meinen Schooß zurück? das Schicksal leihet mir
Zu einer schnellen Fahrt den Vorspann und den Wagen,
Und Bodmer will ihn gern auf seinen Händen tragen.

Antwort
an
Herrn Johann Jacob Bodmer.

O Freund, der fern von mir, im Schooß der Vaterstadt,
Noch jetzt ein schätzbar Herz mir vorbehalten hat,
Wie soll dein Lied mein Leid, mein ewig Leid vermindern?
Kann eines Freundes Schmerz des Freundes Schmerzen lindern?
Nein, mein noch wundes Herz, von langer Wehmuth weich,
Fühlt Alles, was du sagst, und weint mit dir zugleich.
Es wünsche, wer da will, ein Herz, das nie sich bindet,
Das von der Liebe nichts, als den Genuß, empfindet,
Das Vorige vergißt, an's Künftige nicht denkt,
Und nur an's Jetzige sich, klug wie Thiere, henkt,
Das gibt die Weisheit nicht. Sie lehrt dich wohl die Wege,
Die nach der Hoheit gehn, verlernt' und öde Stege!
Du hast, getrost durch sie und kühn durch eigne Kraft,
Schon längst den Götzendienst des Wahnes abgeschafft,
Dem Ausdruck, Schall und Reim', ihr wahres Amt erlesen,
Dem Schönen der Natur zur Zierde, nicht zum Wesen,

Und Deutschlands künftig Volk den Weg zum Ruhm gelehrt,
Denn der wird niemals groß, der noch, was klein ist, ehrt.
Doch der Natur entgehn, der Thränen Aufruhr zwingen,
Dem Blute widerstehn: das wird dir nicht gelingen.
Dein zärtliches Gefühl, das jede Schönheit schätzt,
Das der Gedanken Preis aus Grund und Urtheil setzt,
Die Stimme der Natur erkennt in Miltons Thränen,
Und Josephs Wehmuth fühlt, und Philoctetens Sehnen,
Das schadet dir, o Freund, es dehnt dir den Verlust
In ferne Folgen auch, es schließt die ekle Brust
Vor schnödem Troste zu, es öffnet deiner Klage
Die Aussicht ohne Ziel in unerwünschte Tage;
Und ruft das werthe Bild und jeder Stunde Glück,
Und jeden holden Zug zu deiner Qual zurück.

Wie aber fragst du dann? ob meine Schmerzen dauern,
Ich leide mehr als du, wie soll ich minder trauern?
Zwar ich gesteh' dir gern, daß Jedem, wenn er weint,
Sein Klagen billiger, als alles Klagen scheint;
Und kündig seiner Noth, von jener nicht gedrücket,
Er gern sein eig'nes Leid weit über alle rücket.
Doch hör' auch dieses Herz, das alle Lust der Welt,
Das Wollust, Ruhm und Gold — ein schlechtes Lösegeld! —
Für Marianen bot; und gönne meinem Leiden,
Den Trost, den bittern Trost des Vorzugs unter beiden.

Ein Kind ist noch ein Baum, von eiteln Blättern grün,
Die Nachwelt erbt die Frucht, wir leben kaum zum Blüh'n;
Ihr unerfahr'nes Herz erwiedert unser Lieben
Mit unfruchtbarer Gunst und mit zertheilten Trieben;

Sie lieben, fürchten, thun, und wünschen nur für sich,
Und ihrer jüngern Welt wird uns're hinderlich.

Viel anders ist ein Weib, das unter allen Wesen
Zu unserm Eigenthum sich selber auserlesen,
In dessen treuem Schooß das Herz entladen ruht,
Und auch das innerste der Sorgen von sich thut;
Die mit uns wünscht und traur't, mit unsrer Ehre pranget,
Nichts anders hat als uns, nichts für sich selbst verlanget.
Ihr Leben ist für uns der Jugend Frühlingszeit,
Der reifen Jahre Frucht ist Alles uns geweiht,
Auch Fehler straft sie nicht, und sucht die irren Sinnen
Mit zärtlicher Geduld sich wieder zu gewinnen.
Ein stärk'rer Eigennutz, des Glückes Unbestand,
Raubt nie den sichern Freund, trennt nie das enge Band.
Bequemlichkeit und Zier wächst unter ihren Wegen,
Und jedem Blick von ihr wallt unser Herz entgegen.
Wenn die Natur sie noch mit äußerm Schmuck begabt,
Und unser irdisch Herz mit Reiz und Schönheit labt;
Gewiß, so können sich die unverklärten Seelen,
Zum Himmel noch nicht reif, zum Glücke nichts mehr wählen.

So war, die ich verlor, an jedem Vorzug reich,
Gewählet für mein Herz, und meinen Wünschen gleich.
Auf einer öden Au' an der gelinden Leine
Besucht mich oft ihr Bild und höret, wenn ich weine;
Ihr himmlisch Bild, das jetzt das Licht der Ewigkeit
Mit stiller Majestät verherrlicht überstreut.
Mein Herz wallt aus der Brust, wenn ich sie innen werde,
Ein klopfend ängstlich Weh erhebt mich von der Erde.

Mein Sinn, verwirrt vor Angst, vor Schmerzen und Begier,
Wünscht bald sie wieder mein, bald aber mich zu ihr;
Bis Thränen endlich frei, nicht ohne Wollust, quillen,
Und mein empörtes Herz mit sanfter Wehmuth stillen.

Ist's möglich, sag' ich oft, daß ich sie jemals sah?
Wie so gar nichts ist mehr von meinem Glücke da!
Ach, nur ein Blick von ihr! nur eine von den Stunden,
Die zwischen ihr und mir oft ungefühlt verschwunden,
Ein Laut, wie noch mein Herz zu hören manchmal gläubt,
Wenn Lieb' und Phantasie den langen Gram betäubt.
Nein, Zeit und Jahre fliehn und bringen sie nicht wieder,
Die Sonne steigt empor, geht sie vorher schon nieder,
Der Sommer weicht dem Herbst und eilet wieder her;
Nur für mich ist kein Trost, noch Mariane, mehr.
O, recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
Mir dieses ferne Land zur Wohnung auserlesen!
Hier lag mir Angst und Qual gezählet und bereit,
Und Marianens Gruft gegründ't vor Ewigkeit!
Wer bleibt mir? dieser Leib, der sich der Jugend schämet,
Entkräftet vor der Zeit, im Marke wund gegrämet,
Der von dem Gram erliegt und krank den Gram vermehrt,
Des Geistes Krankheit fühlt und wieder sie ernährt:
Mein Sinn, zur Freude taub, vom Unglück dumm getroffen,
Der nichts mehr wünschen mag, nichts würdiget zu hoffen,
Das Jetzige verschmäht, zurück mit Thränen denkt,
Und in das Künftige mit Schaudern sich versenkt;
Die Bücher, wo mein Geist von Kunst zu Künsten irrte,
Die Wälder, wo ich gern den öden Pfad verwirrte,
Und oft ein lockend Kraut vergnügt in Unschuld brach,
Und sann dann meinem Glück und Marianen nach;

Mein angebor'nes Land, wohin ich manche Blicke
Der Sonnenstraße zu, nicht ohne Wünsche, schicke,
Wogegen hier mein Sinn, vielleicht wohl ungerecht,
Die Schöpfung traurig find't und Titan's Licht geschwächt.
Die Freunde, wo mein Herz gewissen Trost gefunden,
Die Hoffnung mancher Müh' und Zuflucht öder Stunden:
Dies Alles ist dahin; selbst meine Wissenschaft,
Wohin mein Geist erhitzt, mit angestrengter Kraft,
Sich forttrieb über Macht, wie Renner in den Spielen,
Vor Ungeduld dem Pferd auf Hals und Mähne fielen,
Wird jetzt mir Pflicht und Last: mein Tand, die Poesie,
Sucht eine Stunde Ruh', und bei mir ist sie nie;
So wenig als im Sturm, wenn Mast und Segel brechen,
Ein Redner Worte wiegt, und Zeit nimmt, schön zu sprechen.

* * *

Einst, da ich eine Nacht, wie Erndtetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang;
Wenn öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach mit einem Ton, den ich nicht tadeln darf:

Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach' deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit.

Sieh' Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geister fremder Art in andern Körpern wohnen,
Der Raum und was er faßt, was Heut' und Gestern hat:
Mensch, Engel, Körper, Geist, ist alles eine Stadt;
Du bist ein Bürger auch, sieh' selber, wie geringe,
Und gleichwohl machst du dich zum Mittelpunkt der Dinge!
Da deine Welt doch kaum ein Haus der kleinsten ist,
Und du mit Bodmer noch in einem Zimmer bist.
Willst du, daß Gott denn selbst die ewigen Gesetze,
Die er den Welten schrieb, aus Gunst für dich verletze?
Soll, wenn ein Dichter weint, der zarte Leib ein Stein,
Ein Fieber ohne Wuth, Gift ohne Wirkung seyn?
Wie kurz ist doch der Schmerz der allertiefsten Wunde!
Weint ein Unsterblicher bei'm Leid von einer Stunde?
So machte, dächt' er sonst und mäße seine Zeit,
Ein Haft die Dämmerung zu seiner Ewigkeit.
Der heute starb und der, den Gott aus Erde drehte,
Sind Rosen eines Stamms, verwelket früh und späte;
Das Leben einer Welt, verlebt in Ungemach,
Ist nur ein schwüler Tag, wo dich die Sonne stach;
Und eine kühle Nacht bringt eilends einen Morgen,
Wo nichts mehr übrig ist von Weltlust oder Sorgen.
Selbst Mariane denkt an dich und an ihr Band,
So wie ein Reisender zurück vom sichern Strand
Nach einem Freunde sieht, mit dem in gleichen Fällen
Er Wind und See geprüft und die Gewalt der Wellen.
Sieh', Gram und Ungeduld ist nicht der Weg zu ihr,
Der sie aus Güte gab, der nimmt mit Recht sie dir:
Sie sollte nicht dein Gott, du nicht ihr Himmel werden,
Und ihrer Schöpfung Zweck war nicht erreicht auf Erden;
Du, schwinge selbst vielmehr des Geistes Kräfte los,
Nicht ewig für die Zeit, nicht für die Erde groß,

Und höh'rer Sorgen werth. Was dich zur Erde bindet,
Der Glieder träge Macht, das ganze Thier verschwindet.
Sieh' jenem Himmel zu, wo dem entbund'nen Geist
Die aufgedeckte Welt im wahren Tag sich weis't,
Wo unsichtbares Licht durch stärk're Augen strahlet,
Die Wahrheit sich in uns durch bess're Sinnen malet,
Und Gott — — doch nein, er straft, wer ihm sich nicht ergibt,
Wer eig'ne Neigung mehr, als Gottes Willen, liebt;
Er ist gerecht und stark, für die, die sich empören —
Dies sagte die Vernunft! o Freund, soll ich sie hören? —

Ueber den Tod seiner zweiten Gattin Elisabeth.

Zu lang' ist's schon, Elise! daß ich schweige,
Und bringe dir nur stumme Thränen dar!
O, hör' ein Lied, nicht daß ich's Andern zeige,
Nein, still und treu, wie uns're Liebe war.
Was schilt die Welt zuletzt auch, wenn ich weine,
Wer starb mir denn? was ist Elisens Grab?
O nennet mir ein Elend, wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab.

In ekler Ruh' und unvergnügter Stille
Schleicht sich der Tag in steter Dämm'rung hin,
Mir fehlt zum Trost die Hoffnung und der Wille,
Mein Herz haßt mich, sobald ich fühllos bin.
Dem Allen feind, womit sich Menschen trösten,
Der Wüste hold, worin es sich verschließt,
Und nie vergnügt, als wenn sein Leid am größten
In Thränen frei und unbehorcht zerfließt.

Du siehst vielleicht, Elise! dies mein Sehnen,
Mein Gram verrieth zuerst dir die Gefahr;
Du sahst mein Leid und zwangest deine Thränen,
Weil dir mein Schmerz mehr als der deine war.

Noch da du warst, da ich dich konnte küssen,
Zerschmolz ich schon, aus Furcht der nahen Pein;
Jetzt, da ich dich auf ewig lassen müssen,
Was soll mein Schmerz, wenn er verzweifelt, seyn?

Du kennst es wohl, mein Herz, so wie es liebet,
Vergnügt mit dir, und and'rer Freude gram,
Das nie sich theilt, und wenn es sich ergibet,
Nie in den Bund ein fremdes Herz mitnahm.
Du weißt, wie fest ich mich an dich verbunden,
Wie ohne dich mir Alles gleich gefehlt,
Und du allein versüßtest selbst die Stunden,
Die dich um mich, und mich um dich gequält.

Du warst mein Rath, und Niemand als wir Beide
Erfuhr, was Gott mir Glückliches bescheert:
Ich freute mich bei meiner treuen Freude,
Sie war mir mehr als Glück und Ehre werth.
Hatt' ein Verdruß dann auch mein Herz geschlagen,
Warst du mit Trost und sanfter Wehmuth nah;
Ich fand die Ruh' bei deinen holden Klagen
Und schalt mein Leid, wenn ich dich traurig sah.

Mein stilles Glück, die Lust von wenig Stunden
Ist wie das Glück von einer Sommernacht,
Ist ohne Spur, ist wie ein Traum verschwunden,
Der Bettler oft zu kurzen Herrschern macht.

Verlaſſ'nes Haus und vormals werthe Zimmer,
Wodurch ich jetzt, gejagt durch Unruh', flieh',
Zeigt mir ihr Bild und wiederholt mir immer:
Hier ging ſie oft, hier ſaß, hier ruh'te ſie.

Hier küßteſt du — ach, ſchon zum letzten Male! —
Dein ähnlich Kind, den bittern Schmerzensſohn,
Dem ich ſo theu'r das kurze Leben zahle;
Hier ſprachſt du leiſ' und mit gebroch'nem Ton:
Ich ſterbe, ach! was ſoll mein Haller werden? —
Hier ſchwiegeſt du, von jäher Noth erſtickt,
Und deiner Huld blieb nichts, als die Geberden,
Und noch ein Blick, den du mir nachgeſchickt.

Unſchätzbar Herz, von Treu' und gleicher Güte,
O, fragt ihr Bern, fragt dies entfernte Land:
Ihr erſter Blick gewann ihr ein Gemüthe,
Der viel verſprach, doch minder, als man fand.
Kein ſchlauer Neid, dem fremde Mängel ſchmeicheln,
Kein Funke Brunſt von tadelhafter Luſt,
Kein falſcher Stolz, um Lob bereit zu heucheln,
Kein Keim von Geiz wuchs in der reinen Bruſt.

Die kalte Luſt unausgeleſ'ner Triebe,
Wo nur der Leib, und nicht die Seele, fühlt,
Entzündet leicht den Brand gemeiner Liebe,
Der nach dem Tod ein kurzes Seufzen kühlt.

Ich liebte dich allein aus allen Wesen,
Nicht Stand, noch Lust, noch Gold, dich suchte ich;
Ich hätte dich aus einer Welt erlesen,
Aus einer Welt erwählt' ich jetzt noch dich.

Doch du bist hin, wo ich zu wenig werde,
Wo niedriger, als Gott, man nichts mehr liebt,
Und kaum vielleicht dein Geist zur tiefen Erde,
Noch einen Blick mitleidig nach mir gibt;
Wo Seligkeit das kurze Glück verschlungen,
Ein kindisch Glück, nur Sterblichen erlaubt,
Und über'n Kreis der Wünsche hoch geschwungen,
Der reife Geist nun nicht mehr hofft, noch glaubt.

O Heiliger! du leih'st uns schwachen Kindern
Kein irdisch Gut zu einem Eigenthum,
Und will die Lust dein höh'res Recht vermindern,
So reißest du aus Huld den Abgott um.
Das Theuerste, so du auf Erden gibest,
Ist solch ein Weib, als die man dir begräbt,
Nun pflanz' in mir die Liebe, die du liebest,
Die Grab und Erd' und Himmel überlebt.

Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Traf einen Weinstock an, der, voll von falben Trauben,
Um einen hohen Ulmbaum hing;
Sie schienen gut genug, die Kunst war: abzuklauben.
Er schlich sich hin und her, den Zugang auszuspähn;
Umsonst, es war zu hoch, kein Sprung war abzusehn.
Der Schalk dacht' in sich selbst: ich muß mich nicht beschämen,
Er sprach und macht' dabei ein hämisches Gesicht:
Was soll ich mir viel Mühe nehmen,
Sie sind ja sau'r und taugen nicht.

* * *

So geht's der Wissenschaft. Verachtung geht für Müh.'
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

Der beste König.

Die Thiere wollten einen König wählen. Es warfen sich viele zur Wahl auf, worunter auch der Löwe und der Hirsch war. An diesem pries man das unschädliche Gemüth und die prächtige Gestalt. Am Löwen war die Tapferkeit und die ungemeine Stärke der Vorzug. Ein schlauer Affe rieth auf den Elephanten. Er ist stark, sagte er, wie der Löwe, und dennoch so gütig, als der Hirsch.

* * *

Ein Fürst ist allzuschwach, der nicht zu zürnen weiß,
Sein unbeschütztes Volk steht fremder Herrschsucht preis;
Ein Landbezwinger ist ein allgemeiner Würger,
Der Nachbarn Straf' und Furcht, doch weit mehr seiner Bürger.
Der ist vollkommen groß, der, recht an Gottes Statt,
Zum Frieden Huld und Recht, und Muth zum Siegen hat.

Der Fuchs und die andern Thiere.

Ein König sagte in Indien eine allgemeine Jagd an. Man machte Anstalt, einen ganzen Wald mit Tüchern und Federn zu umgeben, und viele tausend Menschen fingen an, sich in einen Kreis zu stellen. Noch war der Ring dünn, und große Lücken zwischen den Jägern, aber dem Fuchse gefielen die Anstalten nicht. Rettet euch, sagte er zu den andern Thieren, weil noch eine Lücke frei ist, bald dürfte es zu spät seyn. Der starke Löwe, der schnelle Hirsch, der schlaue Affe lachten über die Furchtsamkeit des Fuchses, und verließen sich auf ihre Kräfte, ihre Geschwindigkeit und ihre List. Wie der Kreis nun geschlossen war, die Menschen immer näher anrückten, und endlich mit Wurfpfeilen die eingesperrten Thiere häufig erlegten, sagte der Fuchs: ich bin weder schnell noch tapfer, aber hier bin ich sicher; und kroch in ein Loch, das er unterdessen gescharret hatte. Die andern Thiere wurden alle getödtet oder gefangen.

* * *

Die sich're Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,
Scherzt, wo sie fürchten soll, vertrotzt die theure Stunde,
Da Rettung möglich war;
Und wenn der reife Sturm ihr über'm Haupt nun schwebt,
Und die empörte See die starken Wellen hebt,
So geht ihr blinder Stolz auch unbedau'rt zu Grunde.
Die Klugheit sieht den Sturm in fernen Wolken drohen,
Flieht sichern Häfen zu, enteilet dem Orkan,
Und sieht denn auch getrost, wie dort der Ocean
Unwiderstehbar tobt, wovon sie früh entflohen.

Der Hahn, die Tauben und der Geier.

Einige Tauben suchten sich an etwas Korn zu sättigen. Ein Haushahn kam dazu, brauchte Gewalt und vertrieb die Tauben. Im ersten Verdruß über das erlittene Unrecht sahen sie einen Geier, der eben über dem Hofe schwebte, und riefen ihn an, sie zu rächen. Der Geier kam, zerriß den Hahn, und bald darauf die Tauben, die sich über den Tod ihres Feindes freuten.

* * *

Ihr Staaten, die so leicht ein schlechter Nutz entzweit,
Die ihr als einzeln schwach, und stark, wenn einig, seyd,
O, lernt bei diesem Bild die kleine Rache meiden,
Und lieber den Verlust, als Unterdrückung leiden.
Die Fabel malt euch vor, was allemal geschah;
Bleibt einig, oder bebt; der Geier ist schon da.

Cantate,

aufgeführt
bei der Anwesenheit

Georg des Zweiten,

Königs von Großbritannien,
in der
göttingischen Universitäts-Kirche.

Besingt, ihr Musen, uns're Triebe,
Bringt uns're Freude vor den Thron!
Mischt, mit der Stimme wahrer Liebe,
Der tiefsten Rührung dankbar'n Ton!
George kömmt, der Held der Sieger!
Er lenkt den Muth erhitzter Krieger,
Und schenkt der müden Welt die Ruh'.
Wir aber fühlen Englands Glücke,
Er kehrt die segenreichen Blicke
Auch uns, auch unser Vater zu.

* * *

Nach lang' getrag'nem Stolz rächt er der Britten Ehre,
Sein Zorn dringt wie der Blitz durch beide Welten hin:
Den letzten West, der Morgenröthe Wiege,
Erfüllt der Schrecken seiner Siege;
Der Feind erkennt bestürzt den wahren Herrn der Meere,
In allen Seen bleibt kein Raum für ihn.
Hier bricht Georg die schnöden Ketten,
Die Deutschlands edlen Hals ohn' ihn umschlungen hätten,
Er zahlt der Freiheit Preis mit seinem Blut.
Dort stürzt sein Arm des blinden Eifers Brut,
Die, plötzlich groß durch Raub und Morden,
Aus Nichts zum Riesen worden.
Sie liegt, mit einem Schlag erdrückt,
Und Gnade schont, was sich in Demuth bückt.

* * *

Wenn aus zerschmetternden Gewittern
Der Strahl ein schuldig Land bestraft,
Wenn die entsetzten Berge zittern,
Erkennt die Welt der Gottheit Kraft;
Wenn aber die versöhnte Sonne
Aus flieh'nden Wolken gütig blickt,
Erschallt mit einer dankbar'n Wonne
Das Lob der Huld, die uns erquickt.
Der falschen Größe Gram, die auf der Bürger Grab
Des Herrschers theure Säulen thürmet,
Und keinem Ruhme hold, den siegend Unrecht gab,
Zog er den Degen spät, der Recht und Freiheit schirmet.
Es ist vollbracht, er legt ihn siegreich ab.

Von Gott weit über eig'nen Wunsch erhoben,
Bleibt ihm der eine Wunsch: das allgemeine Glück;
Und allem Eiteln feind, läßt er das Herz ihn loben,
Und hält den lauten Preis des treuen Volks zurück.
Ja, rührender, als selbst der Musen Saiten,
Tönt der verborg'ne Dank, der aus dem Herzen quillt,
Ihn preis't am würdigsten der Glücksstand seiner Zeiten,
An Huld und Macht der Gottheit Bild.
Gerechtigkeit und Fried' umgränzet sein Gebiete,
Glückselig Volk, dem Gott zum Herrscher ihn verlieh!
Es fühlt den weisen Schutz und die bemühte Güte,
Und fühlt die Last des Zepters nie.

Herr! unser Leben hängt am deinen,
Für uns ist's, wenn wir für dich flehn!
O, laß noch lang' dein Beispiel scheinen,
Nach dem gerechte Herrscher sehn.
Du dämpfst allein der Zwietracht Feuer,
Du hebst, wenn stärker Unrecht fällt:
O, halt' noch lang' Europens Steuer,
Dein Wohlstand ist das Wohl der Welt!

Serenade,

aufgeführt
bei der Anwesenheit
Georg des Zweiten
in Göttingen.

Laßt freudige Trompeten schallen,
Jauchzt Völker, jauchzt, Georg ist hier;
Er läßt sich unser Fest gefallen,
Und liebt der Musen stille Zier.
Nimm, Herr! von uns, Augustens Söhnen,
Das Opfer der gerührten Brust,
Und Luft und Erde soll ertönen
Von deinem Ruhm und uns'rer Lust.

Von deiner Themse Fluth, auf deren breitem Rücken,
Als einem Meer,
Mit unbemüh'ter Eil' und stiller Majestät,
Ein Meer von Masten prächtig geht;
Vom kalten Ladoga, wo, vor Elisabeth

Sich hundert unbekannte Völker bücken;
Vom Bernstein=Ufer her,
Wo, froh manch' fernes Land zu speisen,
Die Weichsel nach dem Haf' mit tausend Lasten eilt;
Vom alten Rhein, der sich bei Hollands Pracht verweilt,
Durch dich befreit vom Schrecken naher Eisen;
Von steiler Alpen Fuß, wo aus dem milden Schooß
Die Freiheit Schmuck und Glück auf arme Felsen goß;
Von Seelands heldenreichem Strande,
Den deiner Tochter Zier mit neuem Glanz belebt;
Vom letzten Nord, der aus dem harten Lande
Für Korn und Wein nur drohend Eisen gräbt;
Vom reichen Dacien, das reines Gold
Und Blut, das theurer ist, Theresen zollt;
Und von der Donau Fluth, die, stolz mit ihrem Wien,
Sich schwellt, der Flüsse Königin;
Vom fernen Ost, vom milden Süden,
Aus manchem Volk, an Sprach' und Glauben unterschieden,
Hat uns der Trieb nach ächter Wissenschaft
Und wahres Ruhms sieghafte Kraft
Nach deiner Leine hingezogen;
Und Keines Vaterland ist so entfernet,
Das nicht Georgens Lob gelernet,
Wo nicht, wer Freiheit schätzt, wer Recht und Tugend übt,
Dich, Herr! als Held verehrt, als Vater liebt.

Ein Fürst, dem Glück und Waffen schmeicheln,
Groß durch gepreßter Völker Last,
Find't Sklaven, die ihm zitternd heucheln,
Weil die geplagte Welt ihn haßt.

Dich, Herr! der groß durch Recht und Güte,
Groß durch dein angeerbt Gebiete,
Durch seinen Wohlstand größer bist,
Dich grüßt dein Volk mit Freudenthränen,
Und ferne Völker sehn mit Sehnen
Den Herrscher, der ein Vater ist.

Sieh' auf, glückselige Georg-Auguste!
Mit ächter Lust entzückt, mit wahrem Vorzug prächtig.
Dich schützt Georg, zum Schutze mächtig
Und zum Beglücken mild.
Er breitet über dich der Vorsicht festen Schild;
Er, der Verdienst in Unterthanen ehret,
Der jeder Tugend Lohn aus reifer Kenntniß gibt,
Der Weisheit kennt und liebt,
Die Wahrheit sucht und höret.
Dein Ruhm steht unbesorgt auf ewig sicher'm Grunde;
Georgens Gnad' und Macht hebt ihn empor.
Er lockt durch reiche Huld, durch seines Zepters Liebe,
Die Zierde manches Land's, die Niemand gern verlor,
Die gegen schwächern Reiz wohl unbeweglich bliebe,
Und zwingt die Wahl der Weisen in dein Chor.
Ja, sie ist nah', die längst bestimmte Stunde!
Du wirst des Neides Aufruhr zwingen;
Du wirst nunmehr Germaniens Athen,
Der Weisheit Priesterin, die Richtschnur ächter Schöne:
Die Wahrheit wird verklärt in deinem Tempel stehn,
Und hundert Völker ihre Söhne
Zum Opfer ihrer Ehrfurcht bringen.

Beseele die Freude der Jugend!
Augusta! beleb' unsern Ruf!
Erheb' die gesegnete Tugend,
Die deine Glückseligkeit schuf;
Befiehl deinen Held den Geschichten!
Befiehl ihn lebhafter'n Gedichten,
Daß sein Nachruhm die Enkel noch rührt!
Sing' zu der Homer'schen Trompete,
Sing' zu der Pindarischen Flöte:
Wohl dem Land, wo George regiert!

Ueberschriften.

Als der Prinz von Wallis durch seine Kinder Addison's Cato vorstellen ließ.

Als unbesiegt an Muth der letzte Römer starb,
War Rom von Ruhm noch stolz, den ihm sein Blut erwarb:
O, seliger als Rom, du freies Albion!
Wie damals Cato sprach, so denkt jetzt Cäsar's Sohn.

Auf den Kupferstich seines Freundes.

Auf diesem Blatt steht Claproth's Bild geweihet,
Des Menschenfreunds, den wir so sehr geliebt,
Kein and'res Leben hat mehr Freund' erfreuet,
Kein and'rer Tod hat mehr betrübt!

Auf einen Kupferstich, welcher die verschiedenen Religionen vorstellt.

Auf selbst erwählter Bahn sucht, kundig seiner Schuld,
Der unbekehrte Mensch des großen Schöpfers Huld.
Umsonst wird er zu dir befleckte Hände heben,
Herr! dein ist ja die Welt, was bleibt ihm dir zu geben?
Zu schlecht ist, was vergeht, du willst das Herz allein,
Und ewig, wie du selbst, muß auch dein Opfer seyn.

Auf den schweizerischen Ehrentempel von Staatsmännern, Kriegsleuten und Gelehrten.

Der Ruhm, der Weise krönt, der um die Helden strahlt
Und den bemühten Dienst erhab'ner Bürger zahlt,
Ist für sie selbst ein Rauch, den sie nicht ungern missen;
Der ersten Tugend Lohn hat Gott und ihr Gewissen.
Dann ist der Ruhm kein Dunst, wenn er den jungen Geist,
Der regen Flamme gleich, mit sich zur Höhe reißt,
Nach edler Ahnen Bild die Nachwelt reizt zu streben,
Und Alexander'n zwingt, im Cäsar aufzuleben.

Auf das Grabmal einer Wöchnerin.

Horch! die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab,
Wach' auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab,
Dein Heiland ruft dir zu; vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

Auf das Grabmal der vor Murten gefallenen burgundischen Völker.

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte:
Nicht uns'rer Ahnen Zahl, nicht künstlicher's Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht, sie liegt in uns'rer Treu'.
O, würde sie noch heut' in jedem Leser neu!

Zu den Gmelin'schen Reisen.

Wo Rußlands breites Reich sich mit der Erde schließet,
Und in den letzten West des Morgens Mark zerfließet;
Wohin kein Vorwitz drang, wo Thiere fremder Art
Noch ungenannten Völkern dienten,
Wo unbekanntes Erz sich für die Nachwelt spart,
Und nie gepflückte Kräuter grünten,
Lag eine neue Welt von der Natur versteckt,
Bis Gmelin sie entdeckt.

Auf den Grabstein des Herrn Emanuel Gruber.

O selig, wer sein Glück, gelassen, Gott vertraut,
Wer, eitler Wünsche los, auf Gottes Fügung baut,
Nach dessen mildem Blick sich die Erquickten sehnen,
Und den das Elend grüßt, mit dankbar'n Freudenthränen.
Der Mann, wie Gruber war, ist auch der wahre Held,
Sein Muth steht unbewegt im blutbespritzten Feld,
Der Tod hat keine Macht, den Christen zu entfärben,
Sein Richter ist versöhnt, und er gewinnt im Sterben.

Ueber den Tod der Frau Triller.

Der Schmerz, o Triller! ist der größte,
Der treue Herzen trennt,
Erwarte nicht, daß der dich tröste,
Der diese Wunden kennt.
Der Tugend wohlverdiente Liebe
Weint billig um ihr Grab;
Die Thränen folgen aus dem Triebe,
Den Gott auch Weisen gab.
Doch Christen kann nichts völlig scheiden,
Kein Grab deckt Geister zu.
Die Zeit verträgt kein ew'ges Leiden,
Die Ewigkeit nur Ruh'.

Beim Tode der Frau Johanna Maria Ayrer.

Wenn der geprüfte Geist, durch manches Leid gepreßt,
Den schmerzensmüden Leib jetzt hoffnungsvoll verläßt,
Entladen schwingt er nun das schimmernde Gefieder
Zum Vaterland des Lichts und senkt in Gott sich wieder.
In Ketten von Demant liegt, bitt'rer als der Tod,
Die Sünde unter ihm und die besiegte Noth.
Ihn überstrahlt der Glanz der unerschaff'nen Sonne
Mit wechselfreier Lust und schattenloser Wonne.
Entzückt wirft er noch einst den neuverklärten Blick
Erbarmend auf die Welt und seinen Freund zurück,
Und schilt die Thränen nicht: sie sind der Zoll des Lebens,
Für die Verstorb'nen nur, und nicht für uns vergebens.
Uns drückt des Leibes Joch, uns quält die Sündlichkeit,
Undankbar hassen wir den Tod, der uns befreit.

Beim Hinscheiden der Frau Katharine Wilhelmine Eleonore Darjes.

So wie aus heller Luft der Blitz zerschmetternd fährt
Und eine sich're Burg in Schutt und Asche kehrt:
So kam aus falscher Ruh', wo keine Sorge drohte,
Gewiß und hoffnungslos des Todes bitt'rer Bote.
Ach, so verlier' ich dich, Vertraute meiner Brust!
Du Schwester meiner Wahl! du meine letzte Lust!
Die Häupter unser's Stamms sind längst im Staub gebogen,
Das Vaterland hat mir des Himmels Ruf entzogen.
Noch war's mir süß in dir, und uns'rer Jugend Glück
Rief jeder holde Zug von deiner Hand zurück.
Nun ist die Welt mir fremd, nun liegt im strengen Grabe
Der bess're Theil von mir, mehr, als ich übrig habe.
Ach! hätten auf den Tod und auf die lange Nacht
Die wahre Treu' ein Recht und Trauern eine Macht:
Nie wäre williger das Opfer ächter Thränen
Dem Grabe nachgefolgt, noch ein gerechter's Sehnen.
Doch du sehnst nicht nach uns, dein froher Aufenthalt
Hält den entzückten Geist mit reizender Gewalt;
Viel eher wünschten sich Befreite zu der Kette,
Und das entbund'ne Weib zurück zum Schmerzenbette.
Ja, dahin ging dein Wunsch; auch in der schönen Zeit,
Dem sonst vergönnten Tag' erlaubter Eitelkeit,

Lief schon dein reifer Geist, wie ahnend, nach dem Ziele
Und stieß mit edlem Hohn der Jugend Kinderspiele,
Und der erfahrner'n Welt geehrte Schmeichlerin,
Die Qual, die Glück sonst heißt, erhaben von sich hin.
Du liebtest deinen Gott in Freunden und in Armen;
Du flohest von der Rach' und eiltest zum Erbarmen;
Dein Trost war And'rer Ruh'; dein eigen Leid verschwand,
Wenn fremdes Unglück nur bei dir sein Ende fand.
Auch mich, ach! liebtest du; wer wird so treu mich lieben?
Nun strahlt um dich das Heil, mir ist das Leid geblieben,
Ein Leid, das mich vergnügt, von reiner Wehmuth voll,
Und das dein Anblick erst in mir vertilgen soll.

Inhalt.

Seite

Biographie des Dichters 5

Gedichte.

Morgengedanken 13
Sehnsucht nach dem Vaterlande 16
Ueber die Ehre 18
Die Alpen 29
Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben 49
Die Falschheit menschlicher Tugenden 64
Die Tugend 77
Doris 80
Die verdorbenen Sitten 86
Der Mann nach der Welt 95
An Herrn Dr. Geßner 101
Gedanken bei einer Begebenheit 107

Ueber den Ursprung des Uebels.

Erstes Buch 108
Zweites Buch 114
Drittes Buch 122

Seite

Zur Vermählung des Herrn Isaac Steiger.......... 131
Zueignungsschrift an den Herrn Isaac Steiger.......... 135
Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit.......... 137
Ueber Marianens anscheinende Besserung.......... 143
Trauer=Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane.......... 146
Ueber eben Dieselbe.......... 152
Ueber das Einweihungsfest der Göttingischen hohen Schule... 156
An Herrn Gerlach Adolph von Münchhausen.......... 162
Auf das Absterben der Mariane von Johann Jacob Bodmer... 166
Antwort an Johann Jacob Bodmer.......... 173
Ueber den Tod seiner zweiten Gattin.......... 180

Fabeln.

Der Fuchs und die Trauben.......... 184
Der beste König.......... 185
Der Fuchs und die andern Thiere.......... 186
Der Hahn, die Taube und der Geier.......... 188

Cantate, aufgeführt bei der Anwesenheit Georg des Zweiten, Königs von Großbritannien, in der göttingischen Universitäts=Kirche.......... 189
Serenade, aufgeführt bei der Anwesenheit Georg des Zweiten in Göttingen.......... 192

Ueberschriften.

Als der Prinz von Wallis durch seine Kinder Addison's Cato vorstellen ließ.......... 196
Auf den Kupferstich seines Frundes.......... 196
Auf einen Kupferstich, welcher die verschiedenen Religionen vorstellt.......... 197
Auf den schweizerischen Ehrentempel von Staatsmännern, Kriegsleuten und Gelehrten.......... 197
Auf das Grabmal einer Wöchnerin.......... 198

Seite

Auf das Grabmal der vor Murten gefallenen burgundischen Völker 198
Zu den Gmelin'schen Reisen 199

Auf den Grabstein des Herrn Emanuel Gruber 199
Ueber den Tod der Frau Triller 200
Beim Tode der Frau Johanna Ayrer 201
Beim Hinscheiden der Frau Katharine Wilhelmine Eleonore Darjes 202

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haller, Albrecht <<von>>,

Sämmtliche Gedichte mit der Biographie des Dichters

Hildburghausen [u.a.] 1841

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 437-19/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342254-6